

das Magazin der pädagogischen Hochschule OÖ

CORONA

Jg. 5 | 2021 | Nr. 1



KULTUR | 4

BIOLOGIE | 8

MYTHEN | 13

DIVERSE GESELLSCHAFT | 20

HOCH-SCHULE | 26

www.diepaedagogische.at

Illustration: J.OJO

die pädagogische
hochschule
oberösterreich



Vorwort

Den fünften Jahrgang unseres Magazins starten wir mit einem inhaltlichen Schwerpunkt zur Corona-Pandemie. Der Krisenmodus in unserer Gesellschaft scheint ja gleichsam zum Standardmodus geworden zu sein. Waren es in den letzten Jahren die Finanzkrise oder aber etwa die Flüchtlingskrise sowie die uns permanent begleitende Klimakrise, so beschäftigt uns seit Anfang 2020 die Coronakrise. Was ist nun das Besondere an dieser „Jahrhundertkrise“?

Das Virus hat uns fest im Griff: Es gefährdet unser Gesundheitssystem und schränkt unser soziales Leben ein. Die damit verbundene physische und soziale Distanz bringt unseren Körper in ein enges Feld der Auseinandersetzung zwischen den Regeln der Gesellschaft und dem Virus, wie der Soziologe Dirk Baecker formuliert. Selten zuvor haben in den letzten Jahrzehnten unsere Alltagslebensumstände so einschneidend gelitten.

Was von diesen Unsicherheiten und Einschränkungen bleiben wird, ist völlig unabsehbar. Niemand kann nur ansatzweise sehen, wie es um unsere Gesellschaft in Zukunft bestellt sein wird. Wir werden aber voraussichtlich auch aus dieser Krise mit neuem Wissen kommen.

Zahlreiche Beiträge, wie etwa über Resilienz und Entspannung in Zeiten von Corona, oder eine moraltheologische Perspektive sowie eine historische Einbettung der Pandemie sind Teile dieses Magazins. Gleichzeitig widmen wir uns in einigen Beiträgen den genuinen Themen von Hochschulen und Schulen: Distance-Learning, Corona und Umgang mit Diversität an der Hochschule, wie virtuelle Lehre lebendig wird etc.

Mit dieser Themenvielfalt hoffen wir, dass Diskussionen angestoßen werden und freuen uns, wenn wir dadurch möglicherweise „Irritationen“ erzeugen, die im alltäglichen Handeln ihre Wirkung nachhaltig entfalten können und zu weiteren Gesprächen führen.

Josef Oberneder

PS: Das Layout dieses Magazins wurde von unserer neuen Grafikdesignerin Frau Mag.^a Jelena Ojo gestaltet. Wir bedanken uns an dieser Stelle bei Josef Philipp, der gemeinsam mit der Vizerektorin und dem Vizerektor dieses Magazin entwickelt hat und über die letzten 4 Jahre layoutiert hat.

Josef Oberneder, MAS MBA MSc.
ist Vizerektor an der Pädagogischen Hochschule OÖ.



Foto: J. Philipp

Geschätzte Leserinnen und Leser!

Vorweg bedanke ich mich, dass Sie eine Zeitschrift über eine Thematik in die Hand nehmen, die uns alle bewegt. Eine Pandemie hat uns ereilt und praktisch über Nacht haben sich Lebensgewohnheiten wie Freizeitgestaltung, Einkaufsmöglichkeiten und Urlaube, aber auch das schulische und universitäre Leben geändert.

Aufgrund dieser dramatischen Auswirkungen auf unser Leben widmet sich das erste Magazin im Jahr 2021 der Corona-Pandemie: Was bedeutet diese für uns persönlich und was für uns als Gesellschaft, als Schule, als Hochschule, als Bildungseinrichtung und als Lehrer*innen-Bildungsanstalt? Diesen und weiteren Fragen wird im vorliegenden Magazin nachgegangen. Ich freue mich, dass Sie sich mit uns auf den Weg machen, dies zu reflektieren.

Für einen Rektor einer Pädagogischen Hochschule gibt es beruflich zahlreiche positive Erlebnisse. Vieles macht Spaß und es gibt bereichernde Begegnungen und Veranstaltungen. Es gibt aber auch vieles, was schwer ist, übermäßig anstrengt oder gar traurig macht. Die Corona-Pandemie war für mich als Rektor, der ich im März 2020 erst ziemlich genau 100 Tage im Amt war, ein Einschnitt, der tief getroffen hat und der hoffentlich durch kein anderes negatives Ereignis jemals übertroffen wird, waren doch schwer-

wiegende Entscheidungen zu treffen, ohne auf jegliche Erfahrungswerte zurückgreifen zu können. Am 10. März 2020 war ich zufällig im Bildungsministerium, als mich die Nachricht erreichte, es könnte zu einem Lockdown kommen. Erst wenige Tage zuvor habe ich im Audienzsaal am Minoritenplatz bei einer Rektorenkonferenz den ersten Rektor blass werden sehen und sagen hören: „Bei mir an der Hochschule gibt es einen Coronafall.“ Schnell haben sich die Ereignisse überschlagen. Eine Besprechung jagte die andere, es mussten Abstimmungen vorgenommen und rechtliche Fragen geklärt werden. Die Schließung unserer Hochschule war vergleichbar einer Evakuierungsaktion: Mit den Verwaltungsbediensteten wurde geklärt, was sie benötigen, um im Homeoffice arbeiten zu können.

Technische Geräte wurden ausgegeben und ich habe x-mal am Tag gesagt: „Wenn Sie heute nach Hause gehen, rechnen Sie damit, dass es Wochen dauern kann, bis Sie wieder an Ihren Arbeitsplatz zurückkehren dürfen.“ Viele Kolleg*innen haben an diesem Tag mit ihren Büropflanzen die Hochschule verlassen. Für die Lehrenden mussten über Nacht Distance-Learning-Möglichkeiten geschaffen werden und schließlich musste auch die Europaschule weitgehend geschlossen werden – einzig eine Handvoll Kinder wurde betreut.

Ich selbst war in den folgenden Monaten zumindest jeden zweiten Tag an der Hochschule und oft ganz allein im Haus. Über die weitere Entwicklung könnte ich vieles erzählen. Von den zahlreichen Videokonferenzen, den vorsichtigen Öffnungsmaßnahmen im Mai 2020, der ersten physischen Besprechung nach Lockdown 1 bis hin zur Verschlechterung der Ansteckungszahlen und den weiteren Lockdowns. Heute, ich schreibe diese Zeilen Mitte Jänner 2021, ist die Situation immer noch dramatisch.

Die ersten Impfungen haben stattgefunden und die gesellschaftliche Stimmung schwankt zwischen Hoffnung, Besorgnis, Unverständnis und

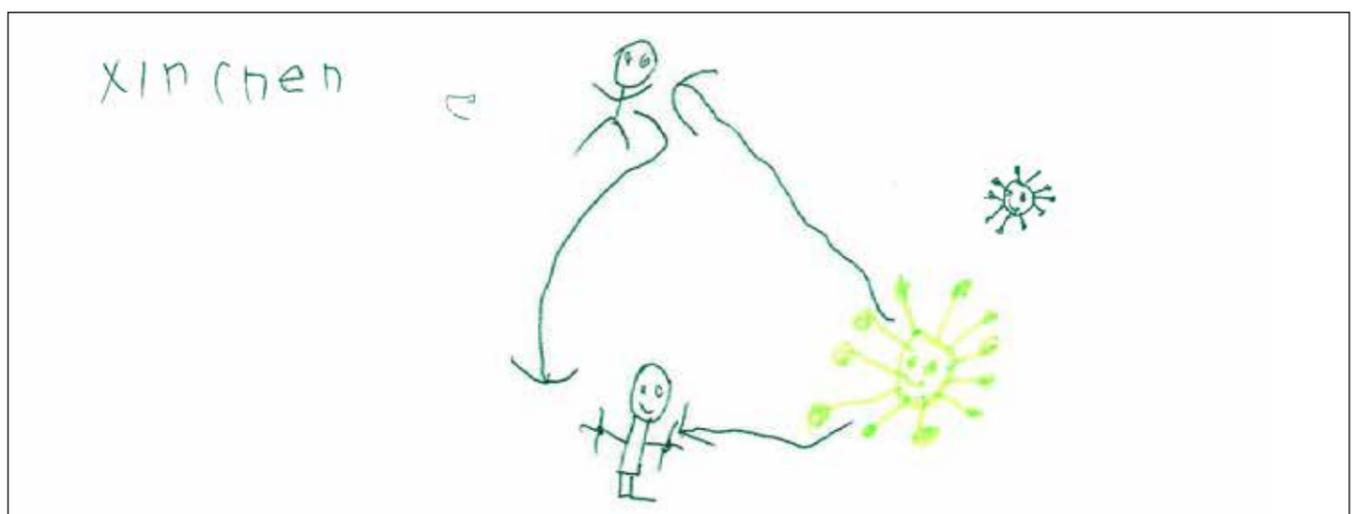
Verzweiflung. Wir alle haben unsere eigenen Geschichten mit Corona erlebt. Wenn ich es mir anmaßen darf, Ihnen einen Rat zu geben, dann sage ich: „Schreiben Sie Ihre persönliche Geschichte auf. Notieren Sie Ihre Erlebnisse, Gedanken, Ängste und Zukunftserwartungen. In zehn Jahren werden Sie sich wundern, was Sie damals gedacht haben und was von Ihren Erwartungen wahr geworden und was nicht eingetroffen ist.“ Mich interessiert, wie Sie den März 2020 und die ganze Pandemie erlebt haben bzw. gerade erleben. Deshalb lade ich Sie ein, schicken Sie mir Ihre Geschichte unter walter.vogel@ph-ooe.at – selbstverständlich behandle ich alles vertraulich.

Ich für mich habe meine Geschichte aufgeschrieben. Einige Absätze davon sind traurig, andere sind schön. Beispielsweise habe ich Nachbarschaftshilfe in einer besonders menschlichen Form erlebt, Nähe trotz Abstandsgebot gespürt und eine Zeit der Reduktion als Rückbesinnung auf wesentliche Faktoren unseres Lebens wahrgenommen. Auch an unserer Pädagogischen Hochschule wurden krisenbedingte Innovationen vorangetrieben, etwa die Begleitung von benachteiligten Schülerinnen und Schülern durch unsere Studierenden oder die Pilotierung von Fernstudien im Lehramtsbereich sowohl in der Berufspädagogik als auch in der Primarstufe.

Ich könnte hier noch zahlreiche weitere Beispiele anführen, belasse es aus Platzgründen jedoch bei dieser exemplarischen Auswahl. Mir bleibt abschließend, Ihnen alles Gute zu wünschen. Mögen Sie trotz allem gestärkt aus der Pandemie hervorgehen. Mögen die realen Begegnungen wieder Alltag werden. Und möge viel Gutes, das in der Pandemie begonnen wurde, Bestand haben. Ihnen allen nur das Allerbeste!

Ihr Walter Vogel

Mag. DDr. Walter Vogel ist Rektor der Pädagogischen Hochschule OÖ.



Corona als ‚das Böse‘ schlechthin – Notizen des Redaktionsteams

Drei Perspektiven

■ Eine Literaturwissenschaftlerin, ein Psychotherapeut und eine Verhaltensbiologin fragen sich, was das Böse mit der Evolution und dem Klimawandel zu tun hat



‚Corona‘ ist ein schillernder und gleichzeitig bedrückender Begriff. Spätestens seit März 2020 steht das Virus aus der Sicht vieler für ‚das Böse‘ schlechthin, seitdem es nicht nur in Österreich, sondern weltweit zu Lockdown-Maßnahmen kam. Unter anderem wurde der Erhalt vieler Jobs unsicher, das Familienleben und Beziehungen stehen unter Belastungsproben, weil die gewohnten ‚social escapes‘ nicht verfügbar sind, von weithin unterschätzten Herausforderungen wie ‚Home Schooling‘ und ‚Home Office‘ oder Digital-Unterricht und Online-Prüfungen einmal abgesehen. Neue Worte machten die Runde: Von ‚systemrelevanten‘ und weniger ‚systemrelevanten‘ Berufen ist seither die Rede oder von ‚contact tracing‘ und ‚Reproduktionsrate‘.

Die Lockdown-Maßnahmen wurden Ende des Corona-Jahres 2020 „nachgeschärft“, und angesichts von Virusmutationen wird bereits eine „dritte Welle“ im neuen Jahr befürchtet. Aber nicht nur das Virus steht neuerdings für ‚das Böse‘ schlechthin – zunehmend sind es auch diejenigen, die sich professionell damit auseinandersetzen (müssen), die aus Sicht mancher offenbar ‚das Böse‘ verkörpern und die uns immer wieder neue, andere, oft unterschiedliche, sich widersprechende Maßnahmen auferlegen müssen, wollen oder dürfen – die Wahrnehmungsperspektiven variieren hier. Weltmächte, Legislative und Exekutive rücken in den Fokus von Verschwörungstheorien, die Biowissenschaften mutieren zu Hoffnungsträgerinnen, die ‚Systemrelevanz‘ von Kunst- und Kulturschaffenden wird gar nicht erst hinterfragt, sie wird glatt übersehen, und die Langzeitwirkungen der veränderten Alltagswelt auf die sozio-emotionale Entwicklung von Kindern und Jugendlichen wird sicher bisher

noch unterschätzt – abgesehen davon, dass die sozialen Unterschiede in deren Familien nun besonders hart ins Licht rücken. Wer hilft einem Schulkind mit mehreren Geschwistern in einer zu engen Sozialwohnung, bildungsfernen Eltern und ohne Internetzugang in diesen Tagen?

Die Beiträge der Ausgabe des PH-Magazins 01/2021 wollen gerade jene Personen in den Blick nehmen, die in ganz spezieller Weise mit dem Corona-Virus konfrontiert sind. Wie ergeht es den Eltern von Kindern mit Behinderung und den beeinträchtigten Kindern und Jugendlichen selbst oder Betreuer*innen und Betroffenen in der Jugendfürsorge? Wie gehen Kinder und Jugendliche mit dem neuerdings limitierten (sozialen) Radius, wie gehen Studierende, Lehrende mit der neuen Lern- bzw. Lehrsituation um, und wie reagieren (u.a.) Rektor*innen einer Hochschule, die Verantwortung für Unterricht, Forschung und Wohlbefinden von Lehrenden, Studierenden, Verwaltungspersonal tragen, auf die immer wieder sich aufs Neue verändernden Gegebenheiten?

Was macht das Virus mit dem Körper, mit dem psychischen Befinden und Erleben und mit den Zukunftsvisionen von jungen Menschen? Gibt es irgendwann wieder so etwas wie Zufallsbegegnungen, sexuelle Freiheit und die Lust am (Welt-)Reisen? Stichwort ‚verlorene Freiheit‘: Die Pandemie verlangt ein geschlossenes Vorgehen gegen sie und eine der staatlichen Strategien ist die Eindämmung von Kontaktfreiheit. Dies ruft all jene auf den Plan, die aufgrund ihrer psychischen oder sozialen Labilität vulnerabel hinsichtlich von Autoritätsthemen sind oder im Fahrwasser der Pandemie die Chance für verstärkte mediale Aufmerksamkeit wittern. Ob-

wohl sie nicht unterschiedlicher sein könnten, vereinigen sich in dieser Hinsicht Verschwörungstheoretiker*innen, „Querdenker*innen“ und Personen mit esoterischen Weltbildern mit Protagonist*innen der politischen Opposition sowie der rechten Szene zu einer Bürgerbewegung, die gegen den Staat und damit gegen Solidarität, Verantwortung und Vernunft aufbegehren. Was bewirken diese Menschen für sich, ihr Umfeld, die gesamte Gesellschaft?

Und welche Erklärungsmuster bieten Personen an, die sich in professioneller Weise forschend, beratend und therapierend mit dem Phänomen von ‚Verschwörungsmythen‘ beschäftigen? Auch die ‚Friday-For-Future‘-Kundgebungen verharren zugunsten von Verantwortung und Achtung gegenüber der Gesundheit von anderen derzeit im Wartemodus. Hat Corona die doch dringend notwendigen Diskussionen über die Klimakatastrophe wirklich verdrängt? Oder hängen die beiden Krisen nicht kausal zusammen?

Die rasant zunehmende Ausbreitung von Krankheitserregern wird von Wissenschaftler*innen immerhin als ein Beispiel für die Transformation des Planeten durch den Menschen im Zeitalter des Anthropozän angeführt. Viren sind „Zwischenwesen“, ohne Wirt nicht lebensfähig, und sie entwickeln sich schneller als der Mensch. Für Biolog*innen geht es nicht um „Gut“ und „Böse“. Evolutionär betrachtet gibt es kein Ziel und keine notwendige Verbesserung; also ist ein Virus weder böse noch gut, es entwickelt sich rasch, ist anpassungsfähig, erlebt derzeit eine erfolgreiche Blütezeit, und gleichzeitig spielt das Virobiom eine zwar bisher wenig gefeierte, aber wichtige Rolle im Immunsystem des Menschen. Für Literatur und Kunst hingegen stellt ‚das Böse‘ ein großes Faszinosum dar, und

gerade Pandemien bzw. Seuchen als Bild für das Irrationale, von außen auf den Menschen hereinbrechende Böse per se – von der Pest über die Cholera bis zur Spanische Grippe – sind von je her ein großes Thema gewesen, denkt man etwa an die Pestdarstellungen in der Novellensammlung eines Boccaccio oder in den Gedichten eines Gryphius, im Pest-Roman eines Camus oder an die kränklich-fragilen Figuren auf den Bildern eines Egon Schiele, der selber an der Spanischen Grippe zugrunde gehen sollte. Inwiefern haben sich Kunst und Kultur durch Corona verändert?

Welche Lektüre und welche Filme empfehlen Kolleg*innen in diesen Zeiten? Last but not least: Lässt sich Covid-19 eigentlich auch als Chance für die Gesellschaft nehmen? Die Ausgabe 01/2021 des PH Magazins widmet sich kritisch den verschiedenen Tiefgängen und Visionen, Kontroversen und Folgen nach fast einem Jahr Corona-Pandemie, nicht nur, aber insbesondere für Hochschulen, Schulen sowie den Bildungsbereich insgesamt.

Zu Wort kommen in dieser Ausgabe sehr unterschiedliche Blickwinkel – präsentiert von Autor*innen mit literatur-, kultur- und filmwissenschaftlicher, theologischer, sozialhistorischer, psychologischer, soziologischer, evolutionstheoretischer und ethischer Perspektive auf ‚Corona‘, weshalb das Magazin diesmal in die Foki Kultur, Biologie, Mythen, Gesellschaft, (Hoch-)Schule unterteilt ist. Blättern Sie einfach durch, vielleicht gibt es doch noch einen Aspekt von Corona, den Sie noch nicht näher bedacht und beleuchtet haben. Und vielleicht zaubert diese Ausgabe auch hin und wieder ein Lächeln auf Ihre Lippen – so wie bei uns, denen es letztlich viel Spaß gemacht hat, diese Ausgabe für Sie zu gestalten.

Bleiben Sie gesund!

*Dr.ⁱⁿ habil. Christine Kanz,
Hochschulprofessorin für
Literaturwissenschaft*

*MMag. Dr. Stephan Hametner,
Hochschulprofessor für Musikpädagogik
und Psychotherapeut*

*Dr.ⁱⁿ habil. Katharina Hirschenhauser,
Hochschulprofessorin für Biologie mit
dem Schwerpunkt Verhaltensbiologie*

Züchtigt Gott seine missratenen Geschöpfe?

Ein populartheologischer Rückblick

■ Als 1755 ein Erdbeben Lissabon zerstörte, deuteten es viele als Strafe Gottes. Aufklärer wie Kant widersprachen heftig. Heute sind auch die Kirchen vorsichtig.



© Fischerlehner

Das Christentum kommt von sehr weit her, seine ältesten jüdischen Wurzeln reichen in vorchristliche Jahrhunderte zurück, in denen sich zwar der Monotheismus schon gegen heidnische Religionen durchsetzen konnte, die Gottesvorstellung aber immer noch viel Archaisches mit sich schleppte. In mythischen Narrativen des Alten Testaments findet man daher die Vorstellung eines zornigen Vatergottes, der sich maßlos darüber ärgert, dass seine Geschöpfe nicht so brav sind, wie er sie gerne hätte.

Die Erzählung von der alles verschlingenden Sintflut ist der bekannteste Text über das fürchterliche Strafgericht des Allmächtigen. Obwohl sich dank der jesuanischen Reformbewegung die Hoffnung auf einen liebenden Gott durchsetzte, blieb der archaische Mythos in den kanonisierten Schriften erhalten und wurde auch in christlich dominierten Jahrhunderten drohend zitiert, wenn eine Hungersnot, eine Überschwemmung oder Seuchen wie Cholera und Pest die Menschheit heimsuchten.

Dass sich dieses düstere Erklärungsmuster bis ins helle Jahrhundert der Aufklärung halten konnte, allerdings nicht mehr unwidersprochen blieb, zeigt die Diskussion über das Erdbeben von Lissabon. Lissabon wurde am 1. November 1755 innerhalb we-

niger Minuten von einem Erdbeben der Stärke 9 und einer 20 Meter hohen Flutwelle zerstört. Die Schätzung über die Zahl der Todesopfer liegt bei 60.000. Unter den Reaktionen der Zeitgenossen auf diese Katastrophe findet man viele, die das Bild des göttlichen Strafgerichts bemühten. Auch Johann Christoph Gottsched, Literaturprofessor und Rationalist, steuerte zu dieser Tragödie voraufklärerische Reimkunst bei: „O Herr! Vor dessen Wink auch Fels und Berge beben, / Von dessen Odem sich auch Flut und Wellen heben, / Wie schrecklich ist dein Zorngericht!“

Laut Gottsched hat Gott an Lissabon deshalb ein Exempel statuiert, weil er andere, nicht minder sündige Städte, warnen will: Sittliche Umkehr, meine Lieben, aber flott, sonst kracht es bald wieder! Die Frage, warum Gott ausgerechnet das schöne Lissabon für sein abschreckendes Strafgericht ausgewählt hat, noch dazu am Allerheiligentag, beantworteten protestantische Prediger mit dem Hinweis darauf, dass es sich um eine erzkatholische Stadt handelt und dass dort für den Allerheiligentag ein Gerichtstermin der mit Recht verhassten Heiligen Inquisition angesetzt war. Mag diese Interpretation zumindest innerhalb der protestantischen Orthodoxie noch eine gewisse Überzeugungskraft gehabt haben, so war eine andere Frage sowohl für Ka-

tholiken wie für Protestanten so gut wie unbeantwortbar: Warum blieb ausgerechnet das Rotlichtviertel von Lissabon weitgehend heil, während Kathedralen und Kirchen zusammenkrachten? Der deistische Philosoph Voltaire wies die These, das Erdbeben sei ein göttliches Strafgericht, vehement zurück. In seinem Gedicht „Über das Erdbeben von Lissabon“ nahm er die Ereignisse vielmehr zum Anlass, das Theodizee-Problem anzusprechen: Wie kann man einen Gott denken, der die vollkommene Liebe und gleichzeitig allmächtiger Schöpfer ist, wenn er dieses Elend in der irdischen Welt veranlasst, ohne zu unterscheiden zwischen Schuldigen und Unschuldigen?

Vier Antworten auf diese Frage sind logisch möglich: Wenn Gott das Elend der Welt verhindern will, aber nicht kann, dann ist er nicht allmächtig. Wenn er es verhindern kann, aber nicht will, dann ist er lieblos. Wenn er das Elend weder verhindern kann noch will, dann ist er ohnmächtig und lieblos. Und wenn er das Elend verhindern kann und auch will, warum tut er es dann nicht? Voltaire räumt ein, dass auch er nicht imstande ist, das Problem zu lösen.

Immanuel Kant beschäftigte sich 1756 in einem ausführlichen Traktat mit dem Erdbeben von Lissabon. Wenn er von Ursachen und Wirkungen in der Natur spricht, vermeidet er jede moraltheologische Spekulation. Die Interpretation einer Naturkatastrophe als göttliches Strafgericht weist er explizit zurück. „Diese Art des Urteils“, schreibt er, „ist ein sträflicher Vorwitz, der sich anmaßt, die Absichten der göttlichen Ratschlüsse einzusehen und nach seinen Ansichten auszuliegen.“ Das Fehlverhalten angesichts einer Naturkatastrophe sieht Kant vor allem darin, dass der Mensch in seiner Selbstbezogenheit meint, die gesamte Schöpfung sei seiner Bequemlichkeit wegen da.

Der Mensch tut gut daran, die Naturgesetze als solche anzuerkennen und vor allem auch zu erkennen, denn wenn wir über die Auswirkungen vulkanischer Erdtätigkeit Bescheid wissen, können wir unser Verhalten nach ihnen ausrichten, zum Beispiel den Bau prächtiger Gebäude dort vermeiden, wo erfahrungsgemäß mit Erder-

schütterungen zu rechnen ist. Der alte Goethe erinnert sich in seiner Autobiografie „Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit“ an die schwere Glaubenskrise, welche die Nachrichten vom Erdbeben in Lissabon bei ihm als Sechsjährigem auslösten: „Vergebens suchte das junge Gemüt sich gegen diese Eindrücke herzustellen, welches überhaupt um so weniger möglich war, als die Weisen und Schriftgelehrten selbst sich über die Art, wie man ein solches Phänomen anzusehen habe, nicht vereinigen konnten.“ Können sich „die Weisen und Schriftgelehrten“ über „ein solches Phänomen“ heute „vereinigen“? Im öffentlichen Diskurs

Diese Art des Urteils, schreibt er, ist ein sträflicher Vorwitz, der sich anmaßt, die Absichten der göttlichen Ratschlüsse einzusehen und nach seinen Ansichten auszuliegen.

kommt die Überlegung, ob Covid-19 nicht ein Strafgericht Gottes sein könnte, ohnedies nicht mehr vor, und die großen christlichen Kirchen sind in diesem Punkt demütig und zurückhaltend geworden. So wie aber säkulare Verschwörungstheorien durch das Netz geistern, so ist in gegenaufklärerischen religiösen Zirkeln auch heute noch die Überzeugung zu finden, Gott züchtige uns mit Viren und ähnlichem Ungemach, damit wir von unserem sündhaften Leben ablassen.

Worin die Sünden genau bestehen, für die wir gezüchtigt werden müssen, obliegt dem jeweiligen Predigergeschmack: Luxus, Unglaube, Homosexualität, Promiskuität und anderes mehr. Eine Moraltheologie, die nicht von allen aufgeklärten Geistern verlassen ist, meidet aber solch archaische Erklärungsmuster wie – nun ja, wie der Teufel das Weihwasser.

Dr. Christian Schacherreiter, unterrichtet Neuere Deutsche Literatur an der PHDL, ist Autor und Literaturkritiker.

Europa im Fieber

Die folgenschwerste Pandemie des 20. Jahrhunderts

■ Vor zirka 100 Jahren wurde unser Land von der Spanischen Grippe heimgesucht. Lassen sich Parallelen zur Gegenwart feststellen?



Foto: privat

Die Bilder von Reihen mit Särgen in Italien, die von Soldaten zu den Friedhöfen gebracht werden, schockierten die Öffentlichkeit im März 2020, verbreiteten Panik und gingen um die Welt. Sie gleichen verblüffend Aufnahmen von 1918, als die Spanische Grippe in Europa Einzug hielt und weltweit Millionen Todesopfer fordern sollte. Es ließen sich noch etliche andere Parallelen zwischen diesen beiden Pandemien feststellen, so wie auch mehrere medizinische Gemeinsamkeiten. Im Unterschied zu heute befand sich damals halb Europa und insbesondere Deutschland und die österreichisch-ungarische Monarchie nach vier Jahren Krieg in einem erbärmlichen Zustand.

Die Menschen hungerten und froren, die öffentliche Gesundheitspflege war weit hinter die Vorkriegszeit zurückgefallen und es herrschte eklatanter Ärztemangel. Die mit hoher Sterblichkeit verbundene Hauptwelle fiel mit dem wachsenden Zerfall der Donaumonarchie zusammen. Inmitten dieser Abwärtsspirale kam es zwar zur Schließung von Vergnügungstätten, Schulen und Kindergärten, das Zusperrn von Wirtschafts- oder Rüstungsbetrieben war aufgrund der schlechten Versorgungslage jedoch kein Thema. Um die ins Wanken geratene öffentliche Ordnung zu stützen, wurden Fabriken, Amtsgebäude und Geschäfte trotz einer Vielzahl von Krankenständen offengehalten.

Der Blutzoll, den die Spanische Grippe einforderte, übertrifft bei weitem jenen des Ersten Weltkriegs. War man ursprünglich noch von sechs bis zwölf

Millionen und in späteren Jahren von 20 Millionen Toten ausgegangen, errechnen neuere Forschungsergebnisse weltweit 50 bis 100 Millionen Opfer, wobei sich eine große Unbekannte daraus ergibt, dass aus Russland und China so gut wie keine Opferzahlen vorliegen. Im Laufe der Geschichte breiteten sich immer wieder pandemische Grippe aus, wobei der Zeitpunkt des Ausbruchs nicht vorhersehbar ist und die inter pandemischen Phasen unterschiedlich lang sind. Im 20. Jahrhundert waren neben der Spanischen Grippe noch die Asiatische Grippe 1957 und die Hongkong-Grippe 1968 zu verzeichnen, 1889 wütete die Russische Grippe zwischen St. Petersburg und Paris. Ist auch der Begriff Grippe erst seit dem 19. Jahrhundert gebräuchlich, so gab es bereits Jahrhunderte vorher Aufzeichnungen über grippeähnliche Epidemien.

Der Ursprung der Spanischen Grippe ist bis heute ungeklärt, der Ausbruch der ersten großen Welle der Epidemie wurde in Europa und in den USA im Frühjahr und Frühsommer 1918 verzeichnet. Durch eine Agenturmeldung, möglicherweise auch durch eine unbedachte Äußerung eines spanischen Gesundheitsfunktionärs, kam es Ende Mai 1918 zur Bezeichnung „Spanische Grippe“, die sich später nicht mehr tilgen ließ. Die zweite Welle, die von einer außergewöhnlich hohen Mortalität gekennzeichnet war, erstreckte sich von Spätsommer bis Herbst 1918, bald darauf folgte im Februar 1919 die dritte und letztendlich noch 1920 eine vierte Welle. Die Maßnahmen, die zur Eindämmung der Pandemie getroffen werden, erinnern in mehreren Punkten an heutige Empfehlungen zur Bekämpfung der Ausbreitung von Covid-19.

Bereits 1918 werden besonders in den USA und auch in Europa, beispielsweise in der Schweiz und in Frankreich, Mund-Nase-Schutzvorrichtungen zur Infektionsvermeidung getragen, die teilweise an die kräutergefüllten Pestschnäbel früherer Jahrhunderte erinnerten. Hygienemaßnahmen und Desinfektionsmittel, meist auf alkoholischer Basis hergestellt, wurden auch damals propagiert. Auch in der Donaumonarchie wurde peinliche Hygiene eingemahnt, in Gast- und Kaffeehäusern sollte man mitgebrach-

tes Besteck sowie ein eigenes Trinkglas verwenden, darüber hinaus mehrmals täglich die Hände waschen und den Mund säubern. Theater, Gastwirtschaften, Fabrikkantinen und Kaffeehäuser waren regelmäßig zu lüften, auf Kinobesuche sollte verzichtet werden, Straßenbahnfahrten nach Möglichkeit vermieden werden und falls doch, dann sollte man dort so wenig wie möglich sprechen.

Der Umgang mit Menschen war auf ein Minimum zu reduzieren, von Erkrankten sollte man sich fernhalten, fiebernde Familienmitglieder sollten räumlich separiert werden, was jedoch in den ärmlichen Arbeiterunterkünften und in den überfüllten Krankenhäusern kaum möglich war. Der althergebrachte Handschlag wurde verpönt, das Grüßen sollte sich auf ein Runzeln der Stirn oder eine leichte Neigung des Kopfes beschränken.

Im Herbst 1918 wurden in Wien Notbaracken sowie ein Notspital für 140 Personen errichtet, Theater, Konzertsäle und Kinos geschlossen. Wegen der hohen Krankenstandszahlen mussten Fabriken, Büros und Handelsfirmen ihren Betrieb reduzieren oder ganz einstellen, etliche Unternehmen schlichterten in den Konkurs. Der Schulunterricht wurde über Wochen hinweg, gebietsweise auch mehrfach, sowohl in den Volks- und Bürgerschulen, als auch in den Gewerbe- und Handelsschulen, Akademien und Gymnasien Lehrerbildungsanstalten und Hochschulen ausgesetzt. Damals wie heute stellte dies die Eltern vor größere Probleme, da sie oft nicht wissen, wohin sie die Kinder bringen sollen. Die Arbeiterfamilien lebten in prekären Wohnverhältnissen, aufgrund der Kohlennot waren viele Wohnungen ungeheizt.

Teilweise trieben sich die Kinder in den Gassen herum, suchten Zuflucht in Wärmestuben und sozialen Einrichtungen, wo die Gefahr der Infektion ebenfalls hoch war. Es gab zwar Schulen mit beheizten, von Lehrpersonen beaufsichtigten Räumen, doch auch dort bestand akute Ansteckungsgefahr. Im Gegensatz zur heutigen Berichterstattung schaffte es die Spanische Grippe selbst an ihrem Höhepunkt nicht auf die Titelblätter der Zeitungen, die weiterhin von den Frontberichten und politischen Mel-

dungen dominiert wurden. Wenn auch die Todesraten der Spanischen Grippe in keinem Verhältnis zu jenen der Covid-19 Pandemie stehen, so leiden heute sehr viele Menschen an den Folgen der Pandemie vor allem auch psychisch, in einer Gesellschaft, in der in den Medien ständig Gefahren kolportiert werden, denen wir offensichtlich ausgesetzt sind.

Im Gegensatz zur heutigen Berichterstattung schaffte es die Spanische Grippe selbst an ihrem Höhepunkt nicht auf die Titelblätter der Zeitungen, die weiterhin von den Frontberichten und politischen Meldungen dominiert wurden.

Der Mediziner und Autor Harald Salfelner charakterisierte den Zugang unserer Vorfahren zu lebensbedrohlichen Pandemien im Vergleich zu unserer heutigen Herangehensweise folgendermaßen: „Im Umgang mit den Lebensrisiken, die sich besonders in Seuchenzeiten offenbaren, wird der tiefe Mentalitätswandel sichtbar, der sich seit der Spanischen Grippe vollzogen hat: An harte, archaisch anmutende Lebensumstände gewöhnt, gelang es unseren Urgroßeltern erstaunlich gut, die tödliche Grippe-seuche zu meistern. Still und für sich allein bewältigten die Menschen die Katastrophe, beerdigten die Toten und setzten ihren Kampf ums Dasein fort (Salfelner, 185).“

Dr. Egbert Bernauer ist Professor für Geschichtsdidaktik an der PH OÖ.

„Nicht mehr lange, dann ist alles wieder ganz normal.“

Der Pandemiefilm als prophetische Vision aktueller Gegebenheiten

■ Das Science-Fiction-Genre zeichnet sich generell durch sein prophetisches Potenzial aus, was die Frage aufwirft, warum fiktionale Szenarien keine Rolle bei der Prävention spielen, weisen doch die Plots mehrerer Filme zahlreiche Parallelen zur derzeitigen Pandemie auf.



Auch wenn der französische Filmregisseur Jean-Luc Godard einmal behauptet hat, dass der Film erfunden wurde, um den Massen die Realität zu verschleiern, so beweist die derzeitige gesellschaftspolitische Situation in der Coronakrise das genaue Gegenteil. Gerade das Genre des Science-Fiction-Films zeichnet sich durch sein prophetisches Potenzial aus, wie auch die zahlreichen Pandemie-Filme beweisen, die seit den 70er-Jahren des letzten Jahrhunderts ein bedeutendes Subgenre des utopischen Films bilden. Bemerkenswert ist, dass der Großteil dieser Filme von einer schrecklichen Zukunft handelt, die Dystopie beherrscht die Kinoleinwände seit geraumer Zeit, während die Eutopie, die eine Welt konstruiert, in der es sich zu leben lohnt, Seltenheitswert hat.

Das Drehbuch zur derzeitigen Pandemie und deren Krisenmanagement wurde schon in mehreren Varianten geschrieben. Ein Film, der in diesem Zusammenhang immer wieder zitiert wird, ist *Contagion*, den Steven Soderbergh mit Unterstützung des Centers for Disease Control and Prevention (CDC), der US-amerikanischen Behörde zum Schutz der öffentlichen Gesundheit, 2011 mit großer Starbesetzung (Kate Winslet, Matt Damon, Gwyneth Paltrow, Marillon Cotillard, Laurence Fishburne, Jude Law) gedreht hat. *Contagion* folgt einer mittlerweile etablierten Erzählformel, von der US-amerikanischen Kulturwissenschaftlerin Priscilla Wald als *outbreak narrative* bezeichnet, welche frappierende Parallelen zur derzeitigen Pande-

miezeit aufweist. Die Handlung wird mit der Identifikation eines Infektionsausbruchs in Gang gesetzt, worauf die Verbreitung durch globale Netzwerke beschleunigt wird. In weiterer Folge stehen die Versuche der Eindämmung der Seuche im Zentrum der Aktionen. Die einzelnen Handlungsabschnitte in *Contagion* entsprechen fast exakt dem Prozedere der diversen Regierungen seit März dieses Jahres. Als Beweis sei hier kurz der Plotverlauf festgehalten: Eine Frau (Gwyneth Paltrow) kehrt nach einer Dienstreise aus Asien nach Minnesota zurück und stirbt an einem mysteriösen Virus. Schnell breitet sich eine Epidemie aus, die große Teile der Weltbevölkerung hinwegrafft.

Während die Wissenschaftler*innen des amerikanischen Centers for Disease Control and Prevention Dr. Ellis Cheever (Laurence Fishburne), Dr. Erin Mears (Kate Winslet) und Dr. Ally Hextall (Jennifer Ehle) versuchen mehr über das Virus herauszufinden und ein Heilmittel zu entwickeln, reist Dr. Leonora Orantes (Marion Cotillard) von der WHO in Genf nach Hongkong, wo man den Ursprung der Krankheit vermutet. Unterdessen muss Mitch Emhoff (Matt Damon) mit dem Tod seiner Ehefrau fertig werden und versucht verzweifelt, seine Tochter (Anna Jacoby-Heron) vor einer Infektion zu schützen, während der fanatische Blogger Alan Krumwiede (Jude Law) mit seinen Texten weltweit Panik auszulösen versucht. Elisabeth Bronfen und Denis Newiak haben in ihren aktuellen Publikationen zum Pandemiefilm die einzelnen Handlungssegmente von *Contagion*, der übrigens heuer zu den am häufigsten gestreamten Filmen zählt, mit den realen Vorgängen verglichen. Die Parallelen sind frappierend: - Das Virus wird über Tröpfchen in der Atemluft übertragen und ist aus der Kreuzung zwischen Wild- und Nutztierhaltung entstanden (Fledermaus und Schwein).

- Ein Verschwörungstheoretiker beeinflusst mit seinen kruden Theorien viele Leichtgläubige.
- Im Film wird auch auf die Gefahr einer ungleichen Verteilung eines Impfstoffs hingewiesen, der aber erst in eineinhalb Jahren verfügbar sein wird.

- Von der Isolation sind vor allem die Jugendlichen durch Reduktion der sozialen Kontakte und Schulschließungen betroffen: „Nicht mehr lange, dann ist alles wieder ganz normal“, versucht der Vater seine Tochter zu besänftigen.
- Die eingeschränkte Verfügbarkeit von öffentlichen Notdiensten verursacht Chaos.
- Erkrankte werden in Notlagern untergebracht, weil die Spitäler vor einem Kollaps stehen.
- Der Leiter des CDC in *Contagion* wirkt wie ein Bauchredner zahlreicher derzeit verzweifelter Regierungschefs: Der Vorwurf, er würde überreagieren, sei ihm lieber, als nachträglich eingestehen zu müssen, dass Menschen gestorben seien, weil die Gesundheitsbehörde nicht reagiert hätte. Er empfiehlt: *social distancing*, zu Hause bleiben, wenn man krank ist und möglichst oft die Hände waschen.
- Sogar die Lastwagenkolonnen des Militärs, die der 28-jährige Ryanair-Flugbegleiter Emanuele di Terlizzi am 18.3.2020 in Bergamo von seinem Balkon aus in der Nacht fotografiert hat, kommen in einer ähnlichen Einstellung mit Kate Winslet als Zeugin in *Contagion* schon vor. Frank Fehrenbach spricht ganz richtig davon, dass dieses Bild, das sofort viral gegangen war, mittlerweile (und in Zukunft wahrscheinlich noch mehr) einen ähnlichen ikonischen Wert hat wie die brennenden Doppeltürme von New York.

Es könnten noch weitere Übereinstimmungen festgehalten werden, die allesamt zu der Frage führen, warum das prophetische Potenzial von Pandemie-Filmen wie *Contagion* (aber auch von *Blindness*, *Children of Men*, *The Invasion*, *Outbreak*, *Phase 7* oder *12 Monkeys*, in dem der Protagonist einmal behauptet: „Erst glauben alle, es ist nur eine komische Grippe. Dann kommen sie dahinter.“) nicht erkannt werden will. Vielleicht hängt es damit zusammen, dass aus der Täuschung eine Enttäuschung geworden ist, weil die Fiktion die Realität eingeholt hat, wie Elisabeth Bronfen treffend bemerkt. In der Welt der Fiktionen bleiben wir immer, auch in Katastrophenszenarien,

unversehrt, an Covid-19 sterben die Menschen wirklich, ja mehr noch, der Tod sitzt uns permanent im Nacken, weil niemand vor der Ansteckung sicher ist: „*It Follows*“ heißt der von David Robert Mitchell 2014 gedrehte Horrorfilm, der zwar kein Pandemiefilm ist, aber doch in verklausulierter Form auf das Virus verweist. Das College-Girl Jay kann es kaum erwarten, das erste Mal mit ihrem Freund Hugh zu schlafen. Nach ihrer ersten Liebesnacht offenbart er ihr, dass er einen Fluch auf sie übertragen hat und sie von nun an von einem mörderischen Wesen verfolgt wird. Dieses Wesen kann jede Form annehmen, bewegt sich im Schrittempo fort und kann nur von verfluchten Menschen gesehen werden. „Don't let it touch you.“

Die Warnung, die Hugh ausspricht, erfährt in Pandemiezeiten, wo allorts *social distancing* angesagt ist, einen gehörigen Widerhall. Jede Berührung kann fatale Folgen haben. „Sometimes I think it looks like people you love just aim to hurt you“, die Aussage von Hughes kann auch als Hinweis darauf gelesen werden, dass das Virus auch innerhalb von Familien zu Katastrophen führen kann. Was bleibt da noch: Rückzug in einen abgeschlossenen Raum. Auch dafür gibt es eine filmische Anleitung: *Take Shelter*, so der Titel des Films von Jeff Nichols aus dem Jahr 2011, in dem die „Zukunft (ausschließlich) als Katastrophe“ (so der Titel eines Buches von Eva Horn) imaginiert wird. In Nichols Film baut der Protagonist für sich und seine Familie einen riesigen Bunker, um vor einem aufkommenden Hurricane sicher zu sein. Wenn das Leben nur noch aus Prävention besteht, ist es wohl kaum mehr lebenswert. Auch das könnte ein Nebeneffekt der Coronakrise sein.

Dr. Markus Vorauer ist Professor an der an der Pädagogischen Hochschule OÖ, Institut für Sekundarstufenpädagogik, Fach Deutsch, Forschungsschwerpunkte: Filmgeschichte, Theorie und Praxis der Intermedialität.

Zur weiterführenden Lektüre:
 Elisabeth Bronfen: *Angesteckt*. Basel: Echtzeit Verlag 2020
 Denis Newiak: *Alles schon da gewesen*. Marburg: Schüren Verlag 2020

Interview mit Thomas Aiginger

Autor des 2018 erschienenen Romans „Ausnahmezustand“.



Foto: privat

Seit Ausbruch der Coronapandemie wurde immer wieder ein Zusammenhang zwischen dieser Krise und dem Klimawandel hergestellt. Dabei wurde zum einen die Hoffnung geäußert, dass sich die Gesellschaft jetzt an die Notwendigkeit radikaler Veränderungen, sozusagen an den Modus einer länger andauernden „Krisenbewältigung“, gewöhnt und diese daher nach der Ende der Coronapandemie weitergeführt wird.

Zum anderen wurde betont, wie entschieden und erstaunlich schnell staatliches Handeln angesichts dieser Krise möglich ist, was bisher in Bezug auf die ungleich bedrohlichere Klimakatastrophe unmöglich schien. Auch in Thomas Aigingers Klima-Roman *Ausnahmezustand* geht es um die Frage, mit welchen – eigenwilligen – Mitteln ein Anstoß für entscheidende Veränderungen gegeben werden kann, um die Klimakatastrophe aufzuhalten.

US: Hatten Sie beim Schreiben – unter anderem oder hauptsächlich – die Absicht, Leserinnen und Leser über den Klimawandel aufzuklären oder gar zum Handeln zu animieren?

TI: Ich schreibe nicht, um aufzuklären, so entstehen nach meiner Erfahrung keine glaubwürdigen Romane. Die Klimakrise hat sich mir als Thema aufgedrängt, weil sie auf so vielen Ebenen einen faszinierenden Stoff für einen Roman bietet. Von den vielfältigen Methoden, mit denen wir alle die Gefahr seit Jahrzehnten verdrängen, über den großen persönlichen Einsatz tausender Aktivisten, die ihr ganzes Leben einem manchmal aussichtslos scheinenden Kampf widmen, bis zum

zählen Ringen der Weltpolitik, den klimaleugnenden Populisten, den Konzernen, die so erfolgreich jeden Fortschritt untergraben.

US: Haben Sie länger für den Roman recherchiert, z. B. über den Klimawandel oder die Möglichkeit, ein Fax an einen Satelliten zu schicken, ohne dass ein Absender ausfindig gemacht werden kann – geht das überhaupt?

Mit den Hintergründen zum Klimawandel habe ich mich intensiv auseinandergesetzt. Nicht nur mit den Fakten, sondern auch mit den politischen Prozessen und dem Leben der Aktivisten, um eine stimmige Atmosphäre und authentische Charaktere zu erschaffen. Auch den Hack des Satelliten habe ich bis zu einem gewissen Punkt recherchiert. Hier geht es aber weniger um die technische Machbarkeit als um die Wirkung, die die Nachrichten erzielen. Und es ist ein interessanter Kontrast, dass eine Zivilisation, die uns um Jahrtausende voraus ist, die Menschen ausgerechnet über eine Faxnachricht kontaktiert.

US: In Ihrem Roman verbinden Sie Elemente einer Science-Fiction-Handlung mit einer Krimihandlung. Haben Sie zwischendurch überlegt, den Science-Fiction Strang bis zum Ende durchzuführen?

TI: Nein, im Gegenteil. Die Außerirdischen dienen in dem Roman ja nur als Projektionsfläche, um etwas über die Mechanismen unserer Aufmerksamkeitsökonomie zu erzählen. Ein interessanter Zufall war, dass zeitgleich mit Ausnahmezustand auch Doron Rabinovici's Roman *Die Außerirdischen* erschienen ist, der eine ähnliche Idee verfolgt. Mit Science-Fiction haben beide wenig zu tun. Trotzdem ist es immer eine Gratwanderung über den Roman zu sprechen. Sobald ich das Wort „Außerirdische“ erwähne, werden so manche Blicke glasig und Zuhörer verlieren das Interesse.

US: Für die Klimaliteratur ist das Thema Zukunft entscheidend, vor allem, weil mit der Klimakatastrophe die Möglichkeit von Zukunft überhaupt zu schwinden droht. Auch in Ihrem Roman spielt Zukunft eine große Rolle. Wollten Sie bewusst eine Zukunft darstellen, die positiv gegen die Gegenwart agiert?

TI: Da ich von Natur aus ein optimistischer Mensch bin, wollte ich das Thema auch mit einer gewissen

Leichtigkeit und mit Humor behandeln. Dadurch, dass ich zeige, wie der Klimawandel bewältigt werden könnte, zeige ich ja auch, was aktuell fehlt: Eine Geschichte, die viele Menschen persönlich berührt und zum Handeln bewegt. Das kollektive Gefühl, dass es tatsächlich in unserer Macht steht, die Klimakrise zu überwinden. Zumindest im letzten Punkt hat sich seit der Veröffentlichung des Romans im Frühjahr 2018, angetrieben durch „Fridays for Future“, etwas bewegt.

Wie Georg Seeßlen schreibt, hängen Ökonomie und Zugriff auf die Zukunft zusammen: „Gewinner im Neoliberalismus ist nicht, wer am meisten Zukunft ermöglicht, sondern derjenige, der am meisten Zukunft verbaut.“

US: Für diesen Zusammenhang steht in Ihrem Roman die Figur Pierre, durch den die mit der Digitalisierung verbundene Ökonomie als skrupellos dargestellt wird. Ist es als ein autor-schaftlicher Kommentar zu verstehen, dass sowohl Pierre als auch die naiv an die Zukunft und die Außerplanetarischen glaubende Beate sterben?

TI: Nein, das Schicksal meiner Figuren ergibt sich für mich aus dem Handlungsverlauf und nicht aus moralischen Gründen. In manchen Aspekten ist der humorvolle, unbekümmerte Pierre für mich auch sympathischer als die prinzipientreuen Klimaaktivisten. Ja, er kümmert sich nicht um die ökologischen Auswirkungen seines Handelns. Doch wenn ich ehrlich bin, ist er mir oft näher als Aktivisten, die ihr ganzes Leben für einen besseren Planeten aufs Spiel setzen.

US: Für mich hatte die Lektüre Ihres Romans eine entlastende Wirkung, vielleicht aufgrund der – natürlich nur fiktiven – Erleichterung, dass endlich jemand radikale Schritte gegen den Klimawandel versucht. Das verdeutlicht m. E. die große Bedeutung von Literatur, da sie Probleme der Gegenwart reflektiert. Ist Ihnen das beim Schreiben ähnlich ergangen?

TI: Nicht wirklich, vielleicht auch, weil ich während des Schreibens schon das Ende im Blick hatte. Ich hatte eher den Eindruck, dass mich die Klimakrise umso mehr frustriert und beängstigt, je intensiver ich mich mit dem Thema auseinandersetze.

US: Wie gehen Sie selber mit Gefühlen von Angst und Ohnmacht angesichts der Klimakrise um?

TI: Ich schreibe. Ich bemühe mich in meinem privaten Leben, einen Beitrag zu einer Bewältigung zu leisten. Ich habe noch immer die Hoffnung, dass die Menschheit, wie so viele Krisen zuvor, letztlich auch diese Krise überwinden wird. Und oft mache ich leider das Gleiche wie viele andere Menschen: Ich verdränge sie. Weil ich, wie all die anderen Angehörigen der reichen Konsumgesellschaften, mit meinem Lebensstil den Klimawandel Tag für Tag weiter vorantreibe.

US: Sehen Sie einen Zusammenhang zwischen der Coronapandemie und der Klimakrise, bspw. mit Blick auf die Möglichkeit staatlichen Handelns?

TI: Die Corona-Krise könnte uns Mut machen. Wir haben gesehen, wie schnell gravierende Änderungen unseres Lebensstils umgesetzt werden könnten, wie anpassungsfähig wir sind. Sie könnte auch dazu führen, dass wir Entschleunigung zu schätzen lernen oder Reisen stärker durch digitale Kommunikation ersetzen. Leider befürchte ich, dass wir nach der Krise sehr schnell wieder zu alten Mustern zurückkehren werden.

Die Bewältigung der Wirtschaftskrise wird viel Kraft, Aufmerksamkeit und Geld kosten, Ressourcen, die wir eigentlich für die Klimarevolution benötigen würden. Vielleicht ist das eines der Grundprobleme: Maßnahmen gegen den Klimawandel werden gerne nach hinten geschoben, weil es immer ein unmittelbareres, dringlicheres Problem zu lösen gibt. In der Klimakrise müssen wir unser Leben ändern, lange bevor die Auswirkungen für jeden Einzelnen spürbar sind. Das ist unsere Herausforderung.

Thomas Aiginger wurde 1979 in Wien geboren, wo er heute, nach einem Studium der Wirtschaftsinformatik in Wien und New York, lebt und schreibt.

Das Interview führte Dr.ⁱⁿ habil. Ulrike Stamm, die Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der PH OÖ lehrt.

Die Viren, das Anthropozän und wir Menschen

Eine evolutionsbiologisch-humanistische Betrachtung

■ Alle lebenden Menschen und sämtliche ihre Vorfahren sind in Koexistenz mit Viren entstanden und haben in Koexistenz mit Viren gelebt.

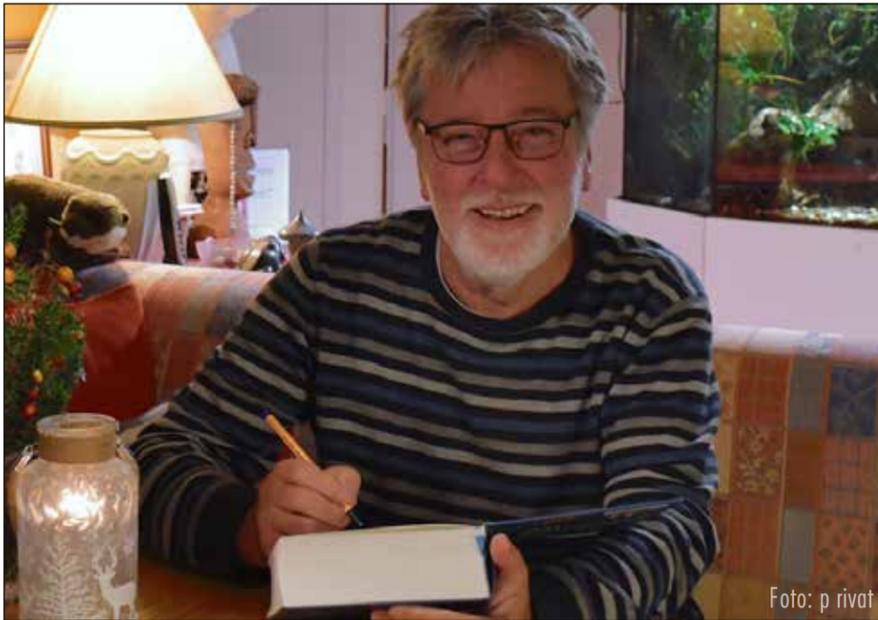


Foto: p rivat

Wie schön ist es einmal Verpöntes zu tun und Äpfel mit Birnen zu vergleichen: Viren sind klein, Elefanten groß. Wer von ihnen ist für uns gefährlicher? Die Begegnung mit einem wütenden Elefanten, dem größten gegenwärtig lebenden Landsäugetier mit bis über sechs Tonnen bei den Bullen, kann tödlich ausgehen (geschätzte Opferzahlen: 300–500 Tote im Jahr).

Doch nicht minder gefährlich sind Viren, die im Durchschnitt bloß 250–400 Nanometer messen oder noch viel kleiner sind. In einer Proteinkapsel verpackt findet sich in diesem Winzling die Nukleinsäure, welche die genetische Information für die Produktion von Eiweißen speichert und damit Träger der Erbinformation dieses „Wesens“ ist. Es kann ein

DNA-Molekül sein, eine Doppelhelix oder der einfache Strang einer RNA. Eine genetische Information, die uns in manchen Fällen wie ein Elefant den Tod bringen kann.

Doch allein Inflenzaviren töten in Deutschland alljährlich bis zu 25.000 Menschen (das aber nur in außergewöhnlichen Inflenzajahren), weltweit sind es an die 650.000. Insgesamt sterben durch Viren weltweit jährlich viele Millionen Menschen. Bei den gefährlichsten Viren – viel gefährlicher als Influenza oder SARS-CoV-2 – liegt die Sterblichkeit bei 80 Prozent der Infizierten. Das war etwa bei „Marburg“ im Jahr 1967 der Fall:

80 von 100 Patienten starben! Kein Vergleich mit den Toten durch Elefanten. Bis zum 6. Januar 2021 starben nach internationalen Statistiken allein an oder mit SARS-COV-2 1.853.525 Menschen bei 84.780.171 erfassten Infizierten. Die so genannte „Dunkelziffer“ liegt sehr viel höher. 2009 plagte uns die „Schweinegrippe“ (H1N1), mehr als 760 Millionen waren angesteckt, 284.500 starben.

Henne oder Ei?

Es gibt gar keinen Zweifel: Die Kleinen sind die wahren „Herrscher der Welt“! Und das war wohl in der Evolution nie anders. Auch unsere „Menschwerdung“ hat sich von Viren und Mikroorganismen begleitet abgespielt. Woher die Viren allerdings stammen und wie sie sich in der Evolution entwickelt haben,

weiß man nicht, obwohl die renommierte Virologin Karin Mölling behauptet, dass der Mensch nur durch das Mittun von Viren entstand. Viren sollen die Grundlage der Biologie und damit auch des Menschen sein. „Die Hälfte in unserem Erbgut besteht aus mehr oder weniger verstümmelten Virengenen, die man heute noch nachweisen kann“, so Mölling.

Diese simple evolutive Vorstellung, nachdem es sich bei Viren um bausteinartige Vorläufer des zellulären Lebens handelt, wird jedoch nur von wenigen Wissenschaftler*innen geteilt. Die Mehrheit hingegen glaubt, es handelt sich um Gene, die sich aus Lebewesen „gelöst haben“ und dann in Proteine verpackt wurden. Ob Viren die Grundlage der biologischen Evolution sind, weiß ich nicht, eher neige ich (ohne solide wissenschaftliche Basis) zur Meinung, dass es irgendwelche „Derivate“ des Lebens sind. Worin ich Karin Mölling sicher zustimme: Mikroben bestimmen das Funktionieren eines Organismus mit. Wir sind keine „Krone der Schöpfung“, sondern ein wandelndes Ökosystem.

Sie spielten also auch für unsere eigene Evolution eine entscheidende Rolle, die Viren. Auf und in uns treiben sie ihr Unwesen, und niemals könnten wir es verhindern oder etwas daran ändern. Mikroorganismen besiedeln die ganze Erde, sämtliche ihre Sphären. Mit der Gesamtheit all dieser Mikroorganismen und Viren wurden wir in unserer Umgebung zu dem, was wir heute sind. Irgendwie bietet mir diese Einsicht doch eine annehmbare, ja, geradezu sympathische Perspektive. Die Betonung liegt auf nur zwei Buchstaben, die eine Vorsilbe bilden: co- oder ko-. Koevolution etwa. „Zusammen“ oder „miteinander“.

Manche Viren verbleiben lebenslang in unseren Körpern. Von Zeit zu Zeit kann es aber – etwa bei Stress – zu einer Reaktivierung kommen, doch die Regel ist es zum Glück nicht. Bestimmte Herpes-Viren finden sich bei 90 Prozent der Bevölkerung, die Durchsuchung ist also sehr hoch und bleibt in der Regel ohne jegliche Symptome. Den bisher ältesten indirekten Beleg für eine Viruserkrankung fand man in den deformierten Knochen eines 150 Millionen Jahre alten, kleinen zwei-

beinigen Dinosauriers, der in einem Berliner Museum zu bestaunen ist. Viren zu unterschätzen wäre dumm. An einem Schnupfen kann man sogar sterben. Hinter ihm stecken in der Regel Viren – und sie schrieben Geschichte: Millionen Indianer starben, als die Eroberer mit der Entdeckung Amerikas aus Europa auch ihre Viren mitbrachten, auf die das Immunsystem der Ureinwohner nicht vorbereitet war.

Wäre ich ein Schamane ...

Wäre ich ein Schamane – egal aus welcher Gegend der Erde –, würde ich Ihnen zu Viren Folgendes erzählen: Mutter Erde, von der wir mitsamt dem Mikrobiom und den Viren alle abhängig sind, kann die Schädigung durch uns Menschen nicht mehr länger ertragen. Das soll nicht bedeuten, dass es dem Planeten Erde selbst als innen heiße Steinkugel an den Kragen geht (kein Ende der Welt). An den Kragen geht es den Kreaturen auf der Erde, deren Zahl sich nicht beziffern lässt. Dieser Gesamtheit von Bäumen, Bienen und Millionen weiteren geht es insgesamt nicht mehr gut.

Diese Gesamtheit hat eine unheimliche Vielfalt des Lebendigen und aller möglichen Lebensräume hervorgebracht. Mutter Erde schickte uns daher zu Beginn des Jahres 2020 als Korrektiv und (letzte?) Chance kleine Partikel, die weder zum Lebendigen noch zum Anorganischen zu zählen sind – einige Viren von exotischen Fledermäusen. Die durch sie hervorgerufene COVID-19-Pandemie soll uns aufrütteln und uns helfen bestimmte Grenzen nicht weiter zu überschreiten. Überschritten haben wir sie ohnehin schon längst.



Buchtipp

Hofrichter, R. (2020). Das Mittelmeer: Geschichte und Zukunft eines ökologisch sensiblen Raums. Springer Verlag. ISBN 978-3-662-589281

Doch bin ich Biologe, kein Schamane. Und dieser kurze Artikel soll möglichst seriöse, sachliche und wissenschaftskonforme Antworten liefern. Also reden wir über Evolution im Sinn eines immer geltenden, ununterbrochen ablaufenden und unaufhaltsamen, universalen Prozesses, dem von Viren angefangen bis zu uns Menschen alles Lebende (und nur halb lebende) seine Existenz verdankt.

Viren, die von den meisten Wissenschaftler*innen nicht einmal als Lebewesen betrachtet werden, haben zwar keine Wünsche, das Einzige, was sie „wollen“, ist sich erfolgreich zu reproduzieren. Und dazu brauchen sie Wirtszellen, die sie für ihre Vermehrung (miss-)brauchen. Wir Menschen haben sehr viel mehr Bedürfnisse als nur die Reproduktion.

Dadurch, dass es bald 8 Milliarden von uns geben wird und jede*r immer mehr zum Leben braucht oder glaubt zu brauchen, Wünsche, die sie*er erfüllt haben möchte, geht sich die Rechnung allmählich nicht mehr aus. Unsere Spezies hat wie Prometheus sämtliche von der Natur vorgegebenen Ketten abgelegt und verändert Himmel (schauen Sie einmal in klaren Nächten mindestens eine Viertelstunde den Himmel an) und Erde grundlegend. Die Viren sind scheinbar auf der völlig anderen Seite der Skala. Und doch verbindet uns die Evolution stärker, als es biologischen Laien bewusst sein kann. Und wir stellen fest, dass diese Winzlinge, die nicht einmal wirklich leben, die gewohnte Welt des Menschen erschüttern können, alles, worauf wir uns so viel einbilden. Das regt zum Nachdenken an.

Passen unsere Weltbilder nicht mehr? Die alten Renaissance-Humanisten waren Kinder ihrer Zeit. So sehr sie damit begannen, sich von vorgeschriebenen Denkmustern des Mittelalters und der Kirche zu befreien, konnten sie sich dennoch nicht gedanklich Jahrhunderte in die Zukunft (etwa bis Darwin oder bis zur Entschlüsselung der DNA) katapultieren. Der uns überlieferte Humanismus reicht nicht mehr aus, um die anstehenden Probleme zu lösen.

Der Mensch darf nicht weiter im Mittelpunkt bleiben als Ziel und Maß aller Dinge. „Macht sie euch untertan!“, so hat es angefangen. So steht es im ersten Kapitel der Bibel. Ein Auftrag Gottes auch noch in den Augen der Humanisten. Allein schon der Ausdruck „untertan“ ... Heute müssten wir es völlig anders sehen, wenn wir uns eine ökologisch lebenswerte Zukunft wünschen. Wir sind ein Teil dieser einen Welt. Wir koexistieren und kooperieren mit anderen Lebewesen (da haben wir sie wieder, unsere bedeutende Vorsilbe).

Das Wort „untertan“ ist nicht mehr zeitgemäß. In einem Lexikon der Synonyme fand ich unzählige verwandte Ausdrücke, darunter auch diese: gehorsam, erzogen, willig, zahm, brav, artig, widerspruchlos, lenkbar, unterworfen, hörig, dienstbar, leibeigen ... Sie sehen, nichts davon würde zu einem revolutionär neuen Weltkonzept passen. Wir brauchen ethisch-moralisch reife, gebildete Menschen, die selbstständig denken und entscheiden können, und aus freien Stücken das Richtige tun. Weder möchte der Mensch mit einem solchen „neuen Humanismus“ irgendetwas oder irgendwen untertan machen, noch selbst jemandem oder etwas untertan sein.

Wir haben im 21. Jahrhundert eine völlig andere Situation und blicken anderen Herausforderungen in die Augen. Dazu ein weiterer Satz aus der Bibel: „Seid fruchtbar und mehrt euch und füllt die Erde und herrscht über die Fische im Meer und über die Vögel des Himmels und über alles Lebendige, das sich regt auf der Erde!“ Liebe Leserin, lieber Leser, möchten Sie über jemanden oder über etwas „herrschen“? Ist es nicht eine anachronistische Sprache, aus der nur eine anachronistische Denkweise und auch anachronistisches Handeln resultieren kann?

Ja, es gibt zweifellos Despoten, die auch heute noch herrschen wollen. Herrschen ist nicht gleichbedeutend mit lenken oder gestalten. Synonyme dafür sind dirigieren, das Zepter schwingen, an der Spitze stehen, dominieren, kommandieren, Vorteil haben, bestimmen, befehligen, diktieren, Befehlsgewalt besitzen, übertreffen. Das klingt relativ despotisch-militärisch und beherrschend. Herrschen in diesem Sinn ist für die globalisierte Welt kein Weg, die Probleme der Gegenwart zu lösen. Doch gibt es auch annehmbarere Synonyme, die uns durchaus helfen können: verwalten, lenken, betreuen, hinführen, bestellen, ermutigen, ermahnen oder appellieren.

In den neoliberalen Marktgesetzen der Ökonomik ist kein Raum für das Hegen und Pflegen des Planeten, sondern nur für Wachstum. Unsere Welt müssen wir aber völlig neu denken, wenn wir in das verlorene Paradies, das es nie gegeben hat, zurückkehren wollen. Maja Göpel rechnet vor, dass die Natur dem Menschen jährlich Dienstleistungen im Wert von rund 135 Billionen US-Dollar bietet. Das ist das 1,5-Fache der globalen Wirtschaftsleistung.

Unsere Gegenleistung ist die nachhaltige Zerstörung der Ökosysteme und der Biodiversität. „Umweltfragen sind immer Verteilungsfragen, und Verteilungsfragen sind immer Gerechtigkeitsfragen“, sagt die Wissenschaftlerin. Verzichten heißt nicht mehr und

nicht weniger, als darauf zu verzichten, unseren Planeten zu ruinieren. Von „macht euch die Erde untertan“ in den ersten Versen der Bibel bis zu dieser Einsicht war es wahrlich ein langer Weg. Die meisten Menschen sind ihn noch nicht einmal gedanklich zu Ende gegangen. Der klassische Humanismus mit uns als Maß und Ziel aller Dinge reicht nicht mehr.

Was ist mit dem Anthropozän?

Den Zusammenbruch der heutigen Zivilisation halten viele Spitzenforscher auf ihrem Wissen basierend für möglich oder eher wahrscheinlich. Sie suchten 15 Schlüsselpunkte auf unserem Planeten aus, die uns als rote Warnlampen und Indikatoren dienen können: Das Eis der Arktis gehört ebenso dazu wie das von Grönland und Antarktika, die Amazonas-Regenwälder ebenso wie die nördlichen, borealen Wälder und der Permafrostboden, der unvorstellbare Mengen an Kohlenstoff speichert, die nun als Folge des Klimawandels in die Atmosphäre entlassen werden.

Das größte jemals von Lebewesen errichtete Bauwerk, das Große Barriereriff im Osten Australiens, stirbt ab, die Zusammensetzung des Meerwassers ändert sich (Versauerung der Meere) und auch die globalen Strömungssysteme des Weltmeeres sowie die Schichtung des Ozeans, welche das Klima des Planeten steuern.

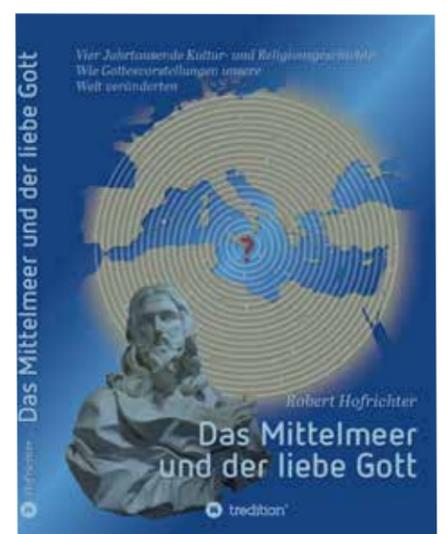
Von den 15 der bekannten globalen Klima-Kipp-Punkten der Erde, welche Wissenschaftler*innen als nützliche Warnlampen erkannt haben, blinken neun mit hoher Intensität. Sie erzählen von Dominoeffekten und Kippkaskaden, Effekten, die einmal in Bewegung gesetzt von uns nicht aufhaltbar sind, sie sprechen von der Dringlichkeit der Situation, planetarischen Ausnahmezuständen und einem großen Risiko für das Erdsystem, von Kaskaden von Rückkoppelungen und Systemrückkopplungen und gegenseitiger Wechselwirkung.

Wenn wir weit über 2° C Erderwärmung gehen, dann sorgen all die Kipp-Punkte und Rückkopplungen für einen schnellen Anstieg auf 4° C. Und das halten selbst konservative Forscher*innen für das Ende der menschlichen Gesellschaften in ihrer heutigen, uns vertrauten Art.

Nur reichere Teile der Gesellschaft würden in einer turbulenten, konfliktreichen Welt überleben. Sollte Karin Mölling recht behalten: Ohne Viren hätten wir nicht einmal unsere Gene! Diese kleine Vorsilbe, die wir co- oder ko- schreiben, bringt es auf den Punkt. Sie sagt alles: Wir sind keine „Krone der Schöpfung“, sondern sind gemeinsam mit den Viren zu dem geworden,

was wir heute sind. Und wir werden die Zukunft nur mit Berücksichtigung und mit Hilfe aller Ko-Geschöpfe meistern! Ein Impfstoff gegen ein bestimmtes Virus wird diese Probleme allerdings noch nicht lösen!

Dr. Robert Hofrichter ist Meeresbiologe, Buchautor und Leiter von Maremundi, Schule am Meer (www.mare-mundi.org).



Buchtipp

Hofrichter, R. (2020). Das Mittelmeer und der liebe Gott. tredition.

Das menschliche Virobiom

Unser Immunsystem als Einser-Schüler

■ Irene Frischauf beschreibt das Potenzial des menschlichen Immunsystems und warum es wichtig ist, aktuelles biologisches Wissen in der Schule zu vermitteln.



Foto: privat

VIREN ALS VERBÜNDETE | Der Mensch ist biologisch gesehen kein Einzelwesen. Aufgrund der Abermillionen Mikroorganismen, die unseren Körper besiedeln, sind wir eigentlich Ökosysteme. Der Großteil dieser Mikroorganismen liefert uns großen Nutzen! Bakterien sind wesentlich an unserer Darmflora beteiligt, finden sich aber auch als Symbionten an vielen anderen Stellen unseres Körpers wie Haut und Augen. Das Mikrobiom die bakterielle Gemeinschaft und deren Zusammenspiel mit dem menschlichen Körper – ist heutzutage Gegenstand intensiver Forschung.

Viel weniger ist allerdings bekannt über den Nutzen von Viren in unserem Körper. Der Begriff Virobiom bezeichnet diese Körper-ansässigen Viren und unsere Wechselwirkung mit ihnen. Ungefähr 8 % von unseren Genen sind viralen Ursprungs. RICHTIG – Viren haben uns auch dazu gemacht, was wir heute sind. Das menschliche Virobiom setzt sich somit aus diversen Viren zusammen: jenen, die unsere Zellen befallen, solchen, die in uns ansässige Bakterien infizieren (Bakteriophagen), jenen, die über die Nahrung aufgenommen werden (Pflanzenviren) und den viralen Genresten, die im Laufe der Evolution unser Genom ergänzt haben. Viren sorgen für die Balance unseres Mikrobioms und vermutlich erfüllen sie noch weitere wichtige, bisher unerkannte Funktionen.

VIREN ALS KRANKHEITSERREGER | Im Gegensatz zu Bakterien, werden Viren nicht zu den Lebewesen gezählt, da sie immer eine Wirtszelle brauchen, um zu überleben. Nicht alle Viren wollen uns Gutes. *Per se* wollen sie uns aber auch nichts Schlechtes, da sie eigentlich nur einen Wirt suchen, um zu überleben und sich fortzupflan-

zen. Ihr evolutionäres Ziel liegt nie darin, den Wirt zu töten. Einmal in den Körper eingedrungen, können manche Viren aber in eine sogenannte Latenzphase eintreten, in der sie sich in die DNA der Wirtszelle einbauen, ein Leben lang im Körper verweilen und immer wieder ausbrechen (dies ist zum Beispiel bei allen Mitgliedern der Herpesviridae wie *Herpes simplex* der Fall). Außerdem haben Viren auch die Fähigkeit, sehr schnell zu mutieren, was die Suche nach geeigneten Impfstoffen oder Medikamenten erschwert.

DIE ANTWORT UNSERES IMMUNSYSTEMS | Unser Immunsystem hat viele Möglichkeiten, auf Erreger von außen (sogenannte Antigene) zu reagieren. Einerseits besteht unser

te Gedächtnis-Zellen verweilen über Jahre im Körper und können – sofern der Mensch wieder mit dem gleichen Erreger in Kontakt kommt – innerhalb von Stunden rekrutiert werden. Dies ist auch der grundlegende Gedanke bei Impfungen.

DIE SUCHE NACH DER INFEKTION | In aller Munde ist heutzutage der PCR (polymerase chain reaction) Test. PCR ist keine aufgrund der Pandemie erfundene Technik, sondern existiert seit Jahrzehnten und wird regelmäßig in molekularbiologischen Labors angewandt. Diese Methode liefert einen direkten Nachweis des Viruserbeguts. Die PCR ist sehr spezifisch, erfordert allerdings Fachwissen und Zeit. Die Infektion mit einem

den Genen, aber Gesundheit hängt in großem Maße auch von der Ernährung (Darmmikrobiom) und sportlicher Betätigung ab, welche unserem Körper die nötige Kraft verleihen, sich gegen Krankheitserreger zur Wehr zu setzen.

WISSEN WEITERGEBEN | Das Wissen um biologische Vorgänge im Körper ist in vielerlei Hinsicht essenziell. Durch Fachwissen wird kritisches Denken gefördert! Dies führt dazu, dass wir Fehlvorstellungen verarbeiten und resistent gegenüber Fakenews werden. Keine Schülerin und kein Schüler darf durch Halbwissen diversen Gerüchten Glauben schenken, wie „Corona wird über das 5G-Netz verbreitet“, „beim PCR Test werden Mikrochips implantiert“ und dergleichen! Die Lernenden müssen die Schule mit fundiertem Wissen verlassen und können dieses Wissen optimalerweise auch in ihrem sozialen Umfeld qualifiziert weitergeben. Zusätzlich ermöglicht es die Entwicklung mündigen Urteilsvermögens, das individuelle Erleben von Sicherheit, das Verständnis weshalb Menschen bei Kontakt mit pathogenen Fremdstoffen erkranken und wie der Körper darauf reagiert, um uns wieder genesen zu lassen.

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Irene Frischauf MLBT/
Senior Scientist JKU Linz – Institut für
Biophysik I

Bakteriophagen – die Feinde der Bakterien. Bakterien-befallende Viren können bakterielle Infektionen bekämpfen, die auf antibiotikaresistente Keime zurückgehen und bei denen die klassische Schulmedizin nicht mehr anspricht. Hierin liegt enormes therapeutisches Potenzial.

Viren sind keine Lebewesen. Sie haben keine Fähigkeit zu selbstständiger Vermehrung und besitzen auch keinen Stoffwechsel. Bei Virionen (einzelnen Virusteilchen außerhalb von Zellen) handelt es sich eigentlich nur um verpacktes Erbgut (DNA oder RNA), welches die Wirtszelle nach Infektion dazu bringt, neue Viren zu produzieren.

Lymphozyten als Virenkiller. Dies sind zelluläre Bestandteile des Blutes, gehören zur Klasse der weißen Blutkörperchen und reifen in den Lymphknoten heran.

Impfungen schützen. Bei Impfungen wird der Körper gezielt mit geschwächten oder abgetöteten Erregern in Kontakt gebracht, was zur Bildung von Antikörpern führt und den Menschen auf lange Zeit vor den pathogenen Erregern schützt. Verändern sich die Oberflächenproteine von Viren sehr rasch, ist es schwierig, die Impfungen daran anzupassen.

Immunsystem aus physiologischen Barrieren wie Haut, Schleimhäute, Magensäure und weiteren Komponenten, die das Eindringen von Erregern verhindern. Sollte ein Antigen dennoch diese Barrieren überwunden haben, wird ihm in der Regel durch zirkulierende Immunzellen der Garaus gemacht. Schafft ein Eindringling dennoch das ungehinderte Eindringen in den Körper, so kann er sich zu Beginn vermehren, so lange bis die Effektorzellen unseres Immunsystems aktiv werden: die Lymphozyten. Es dauert zwischen 10 und 14 Tage, bis am Schluss dieser Signalkaskade Antikörper gebildet werden, welche den eingedrungenen Erreger unschädlich machen. Auch wenn die Erkrankung überstanden ist, hört unser Immunsystem nicht auf zu arbeiten – es ruht vielmehr. Unser Immunsystem hat aus der Erkrankung gelernt: Sogenann-

Virus kann auch durch Antigentests nachgewiesen werden. Diese zeigen das Vorhandensein von Viruspartikeln in einer Probe an. Aufgrund hoher Kreuzkontaminationswahrscheinlichkeit sind momentan verfügbare Antigentests nicht sehr aussagekräftig und liefern oft falsch-positive Testresultate. Mit Hilfe eines Antikörpertests kann man eine bereits abgelaufene Viruserkrankung erkennen. Hier weist man Antikörper nach, die vom Immunsystem als Antwort auf eine Infektion mit dem Virus bereits gebildet wurden.

KRANKHEITEN VORBEUGEN | Neben der Aufrechterhaltung der Basis-Hygiene wie regelmäßigem Händewaschen müssen wir unser Immunsystem in Schuss halten! Und entgegen der landläufigen Meinung ist ein gutes Immunsystem nicht rein von den Eltern vererbt. Natürlich liegt einiges in



Im Zuge des vom FWF geförderten #Connecting Minds Workshop und dem im Frühjahr 2021 folgenden Projektantrag versucht eine Gruppe von Wissenschaftler*innen, Gesundheitswissen durch Experimente im mobilen Lernlabor an Lehrende und Lernende zu vermitteln. Nähere Informationen: <https://www.fwf.ac.at/>

Von links nach rechts: Clemens Drenowatz (PH OÖ), Benjamin Zwirzitz (Veterinärmedizinische Universität Wien), Irene Frischauf (JKU), Manuela Meindl-Milla und Katharina Hirschenhauser (beide PH OÖ)

Im Spiegel von Covid

Über den Wert von Bildung und Demokratie

■ Immer schon waren Viren wichtige Treiber der Evolution. Nun offenbart Covid Schwächen der Gesellschaft. Warum an Bildung und Demokratie kein Weg vorbeiführt.



Foto: Brandstätter

Unterschätzte, verkannte Viren

Der Hochmut von uns Organismen mit eigener Vermehrung gegenüber den seltsamen unsichtbaren Makromolekülen namens Viren ist nicht gerechtfertigt. Sie sind wichtiger Teil unseres Mikrobioms, manche schützen vor Krankheiten, andere machen krank und töten; vor allem aber sind Viren die großen genetischen Netzwerker der Evolution des Lebendigen. So besteht ein erheblicher Teil des menschlichen Genoms aus integrierter Erbinformation von Viren. Meist von „Retroviren“ wie Corona. Weil diese Information auch die Keimzellen erreicht, vererben wir sie unseren Nachkommen.

Die über Darm und Schleimhäute aufgenommenen Virengenome ließen beispielsweise vor 220 Millionen Jahren echtes Plazentagewebe und damit die Säugetiere entstehen – zu denen gehören bekanntlich auch wir Menschen. Einerseits ließen Viren uns entstehen, andererseits bedrohen sie unser Leben. Der liebe Gott beliebt offenbar ziemlich tiefgründig zu scherzen.

Unser Mikrobiom aus Bakterien, Pilzen und Viren, das Darm, Haut und Schleimhäute besiedelt, besteht aus etwa 40 Billionen Zellen (eine Zahl mit 13 Nullen). Das sind mehr als Zellen im Körper. Auch im Mikrobiom fokussieren die Viren ihr Kerngeschäft: Bakterien und Pilze parasitieren und als Vektoren als Vektoren übertragen sie Erbmaterial zwischen allen Beteiligten. Wir sind übrigens ohne unser Mikrobiom nicht lebensfähig. Es ver-

teidigt gegen krank machende Bakterien und Viren und beeinflusst das körperliche und sogar seelische Wohlbefinden. Covid ist sozusagen die unerwünschte Zuwaage der Evolution, erinnert daran, woher wir kommen und wie komplex ökologisch wir vernetzt sind. Aber Viren sind nicht nur biologisch bedeutend.

Die Pandemie offenbart gesellschaftliche Schwächen

Mehr als alle anderen Krisen der letzten Jahrzehnte offenbarte das Virus die Stärken und Schwächen auch der österreichischen Gesellschaft. Löste der erste Lockdown im März mit seinen drastischen Einschränkungen der bürgerlichen Freiheiten und der Lebensqualität noch österreichweites Zusammenrücken bis ins Parlament aus, so offenbart der zweite Lockdown im kakophonischen Auseinanderfallen jene immanenten Defizite der Gesellschaft, die „zu Normalzeiten“ höchstens intellektuelle Sensibelchen beunruhigen. Es zeigt sich etwa der geringe Stellenwert von Bildung, indem man zwar Waffengeschäfte als „systemnotwendig“ offenhielt, nicht aber Schulen und Kultureinrichtungen, indem man Oberstufen und Unis langfristig im Fernbetrieb versauern lässt.

Die Leute werden müde und widerständig, in erheblichem Ausmaß auch in irrationaler Weise, indem man sich eben nicht daran hält, was Regierung und Experten empfehlen; man hört gar nicht mehr hin. So wurde Österreich zum Spitzenreiter in Sachen Ansteckung und Toten in Altenheimen, was direkt in den zweiten Lockdown führte. Nicht rationale Einsicht, sondern Ignoranz, Deppenopposition (Partys, Familienfeste und ländliche Fußballderbys mit viel Bier, aber ohne Maske) oder gar Verschwörungstheorien kennzeichneten das Verhalten allzu vieler Leute; selbst der vorausseilende Widerstand gegen die herannahende Impfung wächst.

Dieser seltsame Fundamentalfatalismus fiel nicht einfach vom Himmel, er wurde gemacht. Einerseits als Ergebnis einer intransparenten, nicht immer rational begründbaren Empfehlungs- und Verordnungspolitik der Bundes-

regierung. Zunehmend dominieren Aktionismus und Marketing und die mit Expert*innen besetzte Covid-Kommission wird zum Feigenblatt. Diszipliniertes Verhalten muss hierzulande aber nicht bloß angeordnet werden, weil sich die Leute aufgrund einer mäandernden Regierungskommunikation nicht mehr zurechtfinden, das Geschehen offenbart auch schon lange bekannte Versäumnisse in der Bildungspolitik.

Noch immer sind in Österreich Bildung und sozioökonomischer Status weitgehend erblich – vor allem, weil immer noch viel zu wenig Augenmerk und Mittel in Kinderkrippen und -gärten fließen, zu wenig in die Grundschulen, dagegen hält man aber standhaft an den teils überkommenen Strukturen des AHS-Systems fest. In diesem langen Schatten des Ständestaates sind sich eine Mehrzahl der Österreicher*innen etwa viel zu wenig bewusst, was Wissenschaft kann – und was nicht; sie finden sich daher in einer von den Naturwissenschaften dominierten Welt eher schlecht zurecht.

Das zeigt sich in vielerlei Symptomen, etwa dem Abschneiden bei den Pisatests oder in den Fluchten in die Scheinwelten und Meinungsblasen der sozialen Netzwerke, in Gaming, in Esoterik und Verschwörungsszenarien. Das macht offensichtlich den Unterschied aus zu Finnland, wo man mit Empfehlungen die Infektionsraten niedrig hält. In Österreich dagegen braucht es Verordnungen, Polizei und Strafen. Das Virus hält uns schonungslos den Spiegel vor, es entsprang einem respektlosen Umgang mit der Natur und enthüllt nun Demokratiedefizite.

Die „starken Männer“ werden es nicht richten - es braucht Demokratie und Bildung

Mit der auch dank Covid sichtbar werdenden Irrationalität ist aber kein Staat zu machen – und zwar im Wortsinne. Wie verträgt es sich etwa mit einer reifen Demokratie, dass sich bis zu 40% der Österreicher*innen mehr „starken Mann“ wünschen? Gar nicht, zumal wir heute wissen, dass dieser Wunsch nach einem populistischen Autokraten dem Gefühl mangelnder

Teilhabe entspringt, dem von sozialen und anderen Medien verstärkten Eindruck, von den „Eliten“ abgekoppelt zu werden. In den Demokratien ist der Ruf nach dem starken Mann also vor allem einer wachsenden Ungleichheit und dem daraus resultierenden mangelnden Zusammenhalt der Gesellschaft geschuldet. Um diesem Zerfall der demokratischen Gesellschaften entgegenzuwirken, braucht es nicht nur mehr und bessere Bildung für alle, es braucht sie gepaart mit jenem Zusammenhalt, wie er etwa skandinavische Gesellschaften immer noch kennzeichnet. Ist nicht doch was dran, an

Die weltweite Krise der Demokratien zeigt, dass Bildung und die Qualität einer kohäsiven liberalen Demokratie zwei Seiten derselben Medaille sind.

diesem Ruf nach „starken Männern“? Wären die nicht besser für Gemeinwohl, für die Zufriedenheit der Leute, für die Lösung der anstehenden Probleme, als diese leidigen Demokraten, die über Probleme endlos „streiten“, anstatt sie zu lösen. Ein Blick auf die mehr werdenden Autokraten in vielen Ländern der Welt entlarvt dies als Illusion. Überall sind diese sehr gut darin, sich samt ihren Clans und Vasallen an den Trögen der Macht zu bereichern; an Gemeinwohl und Problemlösung sind sie dagegen kaum interessiert.

Jene, die diesen meist nationalistischen und populistischen Autokraten aus dem Gefühl des Abgehängt-Werdens zur Macht verhelfen, werden im Gegenzug von den Orbans, Erdogans, Putins, Trumps und Bolsonaros dieser Welt regelhaft und ausnahmslos betrogen. Meist kommen diese Egomane auch im feschen neoliberalen Mäntelchen und vernachlässigen folgerichtig gezielt Bildung – weil ihr System von Unbildung und Ungleichheit lebt.

Die weltweite Krise der Demokratien zeigt, dass Bildung und die Qualität einer kohäsiven liberalen Demokratie zwei Seiten derselben Medaille sind. Nur gebildete, inklusive Zivilgesellschaften, die niemanden zurücklassen, in denen Balance zwischen den Geschlechtern herrscht, vermögen Demokratien stabil zu tragen. Nur sie können jene permanenten Aushandlungsprozesse leben, welche Demokratien kennzeichnen. Die sind nämlich nie ein für allemal etabliert, sondern müssen permanent erstritten und neu erfunden werden. Man benötigt gar keine Ideologien dafür, um die oft mühsame demokratische Organisation zu rechtfertigen, nicht einmal humanistische.

Es liegt schlicht in der sozialen Natur des Menschen, dass gesellschaftliche Teilhabe den Rahmen für ein zufriedenes und daher auch langes und gesundes Leben bildet; das sind hinreichend belegte Zusammenhänge. Zudem bieten allein zivilgesellschaftlich getragene Demokratien und von ihnen in internationalen, multilateralen Kooperationen die Chance, die drängenden anstehenden weltweiten Probleme ernsthaft anzugehen.

Eine Welt am Abgrund, Demokratie und die menschliche Natur

Die Covidkrise ist im Vergleich zum Klimawandel ein Mailüfterl. Wenn es nicht gelingt, in kürzester Zeit den weltweiten Ausstoß an Treibhausgasen radikal zu verringern, ist das 1,5° Klimaziel nicht zu halten; dann werden systemische Kippunkte erreicht, welche die Erde in ein unwirtliches Hothouse verwandeln. Dazu kommen Biodiversitäts- und demokratiepolitische Krise, Pandemien, das Fehlen jeglicher demokratischer Kontrolle über die Daten- und Algorithmehoheit der großen digitalen Konzerne etc. Keine Frage, dass diese anstehenden Krisen gelöst werden müssen, um unseren Nachkommen eine Erde zu hinterlassen, auf der man noch gut leben kann und will. Das verlangt entschlossene Maßnahmen von Seiten einer handlungsfähigen, demokratisch

legitimierten Politik nebst radikalen Veränderungen der heutigen konsumorientierten Lebensstile in Richtung Nachhaltigkeit. Müll trennen wird nicht reichen, wenn wir nach wie vor das tägliche Billigfleisch per SUV aus dem Supermarkt holen.

Zahlreiche Studien zeigen, wie Leben und Wirtschaften klimaneutral gehen kann. Die Wissenschaft hat ihre Hausaufgaben gemacht, aber noch weiß niemand, wie man Gesellschaften und Politik dazu bringen kann, die Einsichten auch umzusetzen. Es liegt daher momentan nicht an den Technologien und am Wissen, sondern am Tun. Die Coronakrise macht sichtbar wie es nicht gehen kann: Einsicht wird verweigert, was nötig wäre, wird nicht getan, etwa testen und impfen. Wenn man mit solchen Handlungsmustern die Klimakrise angehen will – dann gute Nacht!

Verhalten – letztlich die Natur des Menschen, die *Conditio humana* – hat uns in diese Lage gebracht und soll uns jetzt wieder herausführen? Dazu braucht es zuallererst wohl den Blick in einen Spiegel, der uns ein realistisches Bild von uns selbst gibt, der uns zeigt, was Menschen antreibt, nach welchen Regeln sie ihr Zusammenleben organisieren und welche Bedingungen ihre positiven Seiten zum Schwingen bringen. Denn Menschen können grausam sein, Kriege führen und morden – im Grunde sind sie aber die freundlichsten, kooperativsten und auch klügsten Wesen, welche die Evolution je hervorbrachte.

Tatsächlich wurde in den letzten Jahren und Jahrzehnten dieses Spiegelbild durch eine Fülle naturwissenschaftlicher Ergebnisse immer konkreter. Es war Zeit, den Versuch zu wagen, den gegenwärtigen Wissensstand zur Natur des Menschen zusammenzufassen. Genau das habe ich in meinem Buch „Mensch“ (Kotrschal, 2019) versucht. Auch weil die „klassischen“ Wissenschaften vom Menschen, wie etwa Soziologie, Kulturwissenschaften, Psychologie oder Philosophie zwar detailreiche Bilder der Vielfalt der menschlichen Leistungen zeichnen, sich aber

auch gerne darin verirren. Es braucht den evolutionären Blick, die vielen einander oft paradox gegenläufigen Eigenheiten des Menschen nicht nur zu listen, sondern auch zu verstehen.

Etwa die typisch menschliche Irrationalität als Folge des ständigen internen Konflikts zwischen unterschiedlichen evolutionären Anlagen, etwa zwischen einem uralten „reproduktiven Imperativ“ und den netten sozialen Anlagen aus der jüngsten sozialen Evolution der Primaten und des Menschen. Die typische Irrationalität des rationalen Menschen wird durch die Ergebnisse der Verhaltensökonomie nun immer besser verstanden.

Ursachen dafür sind interne, evolutionär angelegte Konflikte, die individuelle Menschen und Gesellschaften kennzeichnen, etwa die Grundlagen des stetigen Konfliktes zwischen den Geschlechtern. Man wird daher Mr. Hyde nicht einfach loswerden. Vielmehr muss man die Ursachen von Irrationalität und antisozialen Verhalten verstehen, um den menschentypischen Widersprüchen nicht einfach blind und hilflos ausgeliefert zu sein, sondern sie auch im Sinne der Krisenbewältigung nutzen zu können.

Letztlich gibt es nichts im menschlichen Verhalten, das nicht auf evolutionär entstandenen Anlagen beruhen würde. Daher haben die 7,8 Milliarden Menschen auf der Welt unendlich mehr gemeinsam, als sie kulturell trennen mag. Das sind aber auch 7,8 Milliarden unverwechselbare Individuen, nicht nur weil die sexuelle Vermehrung für genetische Unverwechselbarkeit sorgt, sondern vor allem aufgrund der extrem sozialen Natur des Menschen.

Individuelle Persönlichkeiten entstehen etwa auf Basis der Gene, deren Aktivität aber epigenetisch stark von der Lebensweise der Eltern geprägt wird. Wichtiger sind noch die sozialen Bedingungen des Aufwachsens sowie die gesellschaftlichen Einbettungen und Zugehörigkeiten. Das evolutionäre Erbe macht uns nicht zu den Sklaven unserer Gene, auch weil Verhaltensbereitschaften stark kontextspezifisch

angelegt sind. Solches Wissen braucht es, um Bedingungen zu schaffen, welche die positiven menschlichen Eigenschaften betonen, die nötig sein werden, die großen anstehenden Probleme zu lösen.

Ob die Sache mit dem Klima und den Pandemien (nach Corona ist vor der nächsten Pandemie) gerade noch einmal gut ausgehen wird, hängt daher vor allem von der gesellschaftlich-politischen Organisation ab. An der liberalen, kohäsiven Demokratie, getragen von einer gebildeten Zivilgesellschaft, führt letztlich kein Weg vorbei – auch weil sie als einziges Teilhabe und Zufriedenheit einer Mehrheit gewährleistet und damit die guten Seiten der menschlichen Natur fördert und hervorbringt.

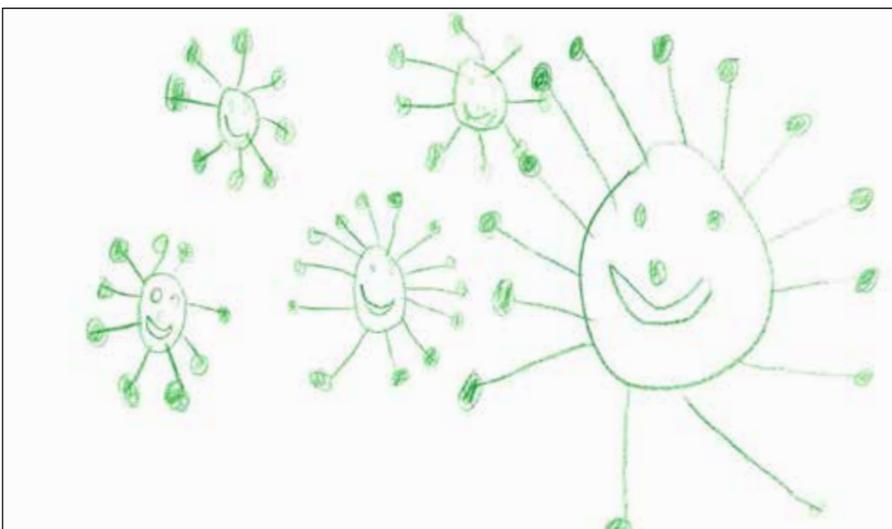
Zu dieser Frage einer menschengerechten Politik gibt es übrigens ein weiteres Buch (Kotrschal, 2020). Eine solche zivilgesellschaftlich getragene Demokratie ist zudem die einzige denkbare Basis für jene transdisziplinären und multilateralen Kooperationen, die nötig sein werden, um die anstehenden weltweiten Krisen zu bewältigen. Wir leben einmal im globalen Dorf, wir müssen daher auch global kooperieren – und zwar nach menschlichen, nicht bloß nach wirtschaftlich-technokratischen Regeln.

Dr. Kurt Kotrschal ist Verhaltensbiologe, Prof. i. R. der Uni Wien und ehemaliger Leiter der Konrad Lorenz Forschungsstelle und des Wolf Science Center.

Zum Nach- und Weiterlesen

KOTRSCHAL, K. (2019). Mensch. Woher wir kommen. Wer wir sind. Wohin wir gehen. Brandstätter

KOTRSCHAL, K. (2020). Ist die Menschheit noch zu retten? Gefahren und Chancen unserer Natur. Residenz



Die Verzauberung der Welt

Über Verschwörungstheorien

■ In der Coronakrise kann man beobachten, dass viele Menschen Verschwörungstheorien äußern, da einer „offiziellen“ Darstellung misstraut wird.



Foto: privat

Liest man Erzählungen über die „Wahrheit“ das Coronavirus betreffend, findet man viele Gerüchte und voll entwickelte Verschwörungstheorien: Das Virus wurde in Laboren gezüchtet, es wurde erfunden, um von einem gescheiterten Experiment hinsichtlich der Einführung der 5G-Technologie abzulenken, Bill Gates hat bereits alles vorhergesehen und profitiert davon, Viren gibt es gar nicht, der Staat will uns unterjochen etc. Der überhitzte Diskurs tendiert dazu, kritische Meinungen als „Verschwörungstheorie“ zu diffamieren und insgesamt dieses Phänomen sehr stark im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Coronavirus zu deuten. Beide Aussagen sind zu problematisieren und in einen Kontext zu stellen.

Was ist eine Verschwörungstheorie?

An sich geht man in Verschwörungstheorien davon aus, dass sich einige Zeit vor einem Ereignis eine kleine Gruppe von Akteuren im Geheimen getroffen und beschlossen hat, einem Plan zu folgen, mit dem man durch eine Verschwörung ein Ziel erreicht. Verschwörungstheorien basieren auf drei Grundannahmen. Erstens:

Nichts ist, wie es scheint. Das bedeutet, es gibt eine offizielle Version, die nicht wahr ist. Wenn man hinter die Kulissen blickt oder unter die Oberfläche, dann erkennt man neue Zusammenhänge. Das führt uns zur zweiten Bedingung: Alles ist miteinander verbunden. Die dritte Grundbedingung ist: Es gibt keine Zufälle. Dazu kommt

ein Nützlichkeitskriterium (*cui bono?*), nämlich die Annahme, dass eine Gruppe – meistens Eliten – profitiert. Darüber hinaus reduzieren Verschwörungstheorien dieses komplexe Geschehen auf das Handeln von mächtigen Einzelpersonen und Akteuren und geben explizit vor, im Besitz der Wahrheit zu sein. Ein wichtiges Erkennungsmerkmal ist ferner, dass man in Verschwörungstheorien von vornherein staatlichen Organisationen und sogenannten etablierten Medien misstraut (Oberhauser 2020a).

Die Krise, die Unsicherheit, die Angst

Grundsätzlich ist festzuhalten, dass Menschen insgesamt in Krisen oder in Zeiten großer Unsicherheit eher dazu gewillt sind, Verschwörungstheorien als Erklärung des Unerklärlichen heranzuziehen (die da oben wissen, was geschehen ist). Neueste Studien zeigen klar auf, dass Verschwörungstheorien der Welt Bedeutung verleihen, indem man eben ein einschneidendes Ereignis, einen Zustand oder eine Entwicklung auf eine Verschwörung zurückführt.

Für viele Menschen ist es offenbar leichter zu akzeptieren, dass eine Gruppe von Menschen im Geheimen die Strippen zieht oder es sogar eine Einzelperson als Strippenzieher gibt, als hinzunehmen, dass es niemanden gibt, der die Fäden in der Hand hält. Verschwörungstheorien bringen es auch mit sich, dass man klar Sündenböcke benennen kann und dementsprechend hat man es mit Schwarz-Weiß-Den-

ken zu tun. In Zeiten der Unsicherheit fungieren Verschwörungstheorien aber auch als gruppenstabilisierende Erzählung. Das heißt, dass sich Gemeinschaften bilden können, in denen ein starkes Identitätsgefühl entwickelt wird. Insbesondere soziale Medien haben hierbei eine Katalysatorfunktion: Die Algorithmen führen zu „Echokammern“ und zu schneller Netzwerkbildung. Verschwörungstheorien ermöglichen es des Weiteren eine Art Erweckungserlebnis auszulösen, indem man herausfindet, wie die Welt wirklich funktioniert.

Verschwörungstheorien können auch soziale Unzufriedenheit kanalisieren, indem man sie bewusst einsetzt, um öffentliche Institutionen anzuprangern. Sie sind dann eine Strategie zum Aufbegehren gegen Autorität (COMPACT, Leitfaden, 2020). Verschwörungstheorien zeigen ferner, welche Probleme eine Gesellschaft hat: Auch wenn dies häufig überspitzt dargestellt wird, zeigen uns die Proteste rund um Corona, dass Menschen staatlichen Akteuren stark misstrauen, Angst vor Überwachung, Angst vor Impfungen oder Angst vor Strahlungen und damit vor neuen Technologien haben

Der „typische“ Verschwörungstheoretiker?

In der Vergangenheit wurde der Glaube an Verschwörungstheorien oftmals mit Paranoia und anderen psychischen Problemen in Zusammenhang gebracht. Während einige einzelne Verschwörungstheoretiker durchaus paranoid sein mögen, ist der Glaube an solche Theorien sehr weit verbreitet. Klar ersichtlich ist, dass Verschwörungstheorien im extremen politischen Spektrum – links wie rechts – und in populistischen Systemen integraler Bestandteil sind.

In einigen der jüngsten Umfragen geht man davon aus, dass die Mehrheit der Bürgerinnen und Bürger Europas und der USA an eine oder mehrere Verschwörungstheorien glaubt, wobei einzuschränken ist, dass es sich bei den Umfragen immer nur um Momentaufnahmen handelt. Die psychologische Forschung hat darüber hinaus herausgefunden, dass Menschen, die eine persönliche Krise erlebt haben, sich

machlos fühlen und/oder Schwierigkeiten damit haben, Unsicherheit zu akzeptieren, besonders anfällig dafür sind, an Verschwörungstheorien zu glauben. Laut einigen Studien nimmt diese Wahrscheinlichkeit jedoch mit höherem Grad an rationalem Denken und damit Bildung ab. Verfechter von Verschwörungstheorien können aber aus allen Ethnizitäten stammen und es gibt keinen signifikanten Unterschied zwischen Männern und Frauen. Auffällig in Hinsicht auf den letzten Punkt ist jedoch, dass Männer sehr stark den Diskurs dominieren und demgemäß medial als Verschwörungstheoretiker stärker wahrgenommen werden (COMPACT, Leitfaden, 2020).

Das Ausschließen aus dem Diskurs macht es Verschwörungstheoretiker*innen leichter, alle anderen als Teil der Verschwörung zu betrachten. Die Schwierigkeit besteht darin, dass man mittlerweile weiß, dass einerseits faktenbasierte Erklärungen zunächst noch dazu führen können, dass sich eine Verschwörungstheorie in Luft auflöst, andererseits kann dies bei manchen dazu beitragen, dass man nicht ins Gespräch kommt, weil die Fakten als falsch abgelehnt werden. Was grundsätzlich helfen kann, ist eine bewusste Thematisierung der Quellen der Informationen: Wer ist der Autor? Welches Medium? Ist der Beitrag politisch motiviert? Etc.

Folgt man Stephan Lewandowsky und John Cook, dann sollte man Mitgefühl zeigen. Man sollte die Menschen reden lassen und danach fragen, warum es ihnen schlecht geht. Dabei darf man aber den Boden der Logik und Rationalität nicht verlassen. Des Weiteren ist es hinderlich, den betroffenen Personen spöttisch zu begegnen und sie als Verschwörungstheoretiker*innen zu brandmarken.

Ferner sollte man den Wert der Kritik und des kritischen Denkens hervorheben. Ein mündiger Bürger, eine mündige Bürgerin darf jederzeit offizielle Darstellungen und Medien kritisieren und hinterfragen, dies ist alles, aber kein verschwörungstheoretisches Handeln (Lewandowsky & Cook 2020).

Die historischen Parallelen oder über das (west-)europäische Verschwörungsdenken

Hervorzuheben sind die frappierenden historischen Ähnlichkeiten der Verschwörungstheorien rund um die Coronakrise im Hinblick auf historische Verschwörungstheorien: Carlo Ginzburg berichtet in seiner Studie über den Hexensabbat davon, dass sich zu Beginn des 14. Jahrhunderts in Frankreich Gerüchte verbreiteten, dass Juden und Leprakranke angeführt vom mächtigen Emir von Grenada sich gegen die Christen verschworen hätten und bewusst Quellen und öffentlichen Brunnen vergifteten (Ginzburg, 2005).

Für Michel Foucault waren die Leprakranken der historische Testfall seiner Theorie über die Gouvernementalität der Moderne, beginnend mit der Ausschließung der Leprakranken. Die Leprakranken wurden ausgeschlossen, um die Ordnung wiederherzustellen. Die Pestkranken wurden eingeschlossen und in Quarantäne versetzt; das Pockenmodell steht für die statistische Erfassung der Erkrankten, wenn man so will für das Zeitalter des Impfens und der statistischen Berechnung (Sarasin, 2005).

In Zeiten von Krisen zeigen Gesellschaften, wie sie Ordnung und Disziplinierung durchsetzen und mit welchen Kategorien diese hergestellt werden, sie zeigen ihr „wahres“ Gesicht: überwachen und strafen, Grenzsicherungen und Sündenböcke. Es sind dies die vier großen Figuren bzw. diskursive Formationen, die sich in das (west-)europäische Verschwörungsdenken eingeschrieben haben: der Jude, der Kranke, der Muslim und die Disziplinierung. Heute gehen wir davon aus, dass es in der gesamten Menschheitsgeschichte Verschwörungstheorien gegeben hat. Beispiele dafür gibt es viele, etwa den Vorwurf der Brunnenvergiftung im Mittelalter zu Zeiten der Pest. Man sagte, Juden seien diejenigen, die dafür verantwortlich seien. Das hat dazu geführt, dass diese im 14. Jahrhundert stark verfolgt wurden.

Die eigentliche große Wende, die mit unserem heutigen Verschwörungsdenken zu tun hat, war sicherlich die Französische Revolution. Diese Krise war gesamtgesellschaftlich und hat alle Lebensbereiche verändert: anderer Kalender, andere Sichtweisen, anderes politisches System. In dieser Zeit wurde die große Verschwörungstheorie geboren, dass Illuminaten und Freimaurer hinter allem Bösen dieser Welt stecken. Bereits 1806, einem Schlüsseljahr für Verschwörungstheorien, kamen Juden dazu. Diese „rechte“ Verschwörungstheorie steigerte sich hin zum modernen Antisemitismus mit all seinen Folgen (Oberhauser 2020b).

Ein zweite große Verschwörungstheorie, die uns seit Langem begleitet und die immer wieder aufpoppt, betrifft den Antisemitismus. Durch 9/11 hat sie neue Triebkraft bekommen, ebenfalls durch die sogenannte Migrationskrise. Die Theorie vom „großen Austausch“ wird im rechten Lager stark propagiert. Demnach steckt der gebürtige Ungar und Jude George Soros, der schon lange US-Amerikaner ist, dahinter. Hier verbindet sich Antisemitismus mit Antisemitismus und Antiamerikanismus.

Die Krise als Chance

Karl Popper war wahrscheinlich der Erste, der den Begriff „Verschwörungstheorie“ in einem wissenschaftlichen Sinn gebrauchte. Er meinte damit eine vulgärmarxistische Interpretation der Welt, also eine Denkweise, die Ereignisse auf den Vollzug eines Plans von wenigen Mächtigen zurückführt und dabei die Geschichte als Vollzug dieses Plans fest schreibt. Die Entdeckung dieses geheimen Plans führt dann dazu, dass man versteht, warum die Welt so ist, wie sie ist. Heutzutage wird klarerweise in der Erforschung von Verschwörungstheorien nicht mehr von einem Scheitern des marxistischen Denkens gesprochen, vielmehr fordert uns die Krise heraus, die eigenen sowie wissenschaftlichen Denksysteme zu hinterfragen: Ziemlich sicher sind wir nun endlich am Ende der Postmoderne angekommen, indem nun hinterfragt

werden muss, ob es die Gleichbehandlung verschiedener Perspektiven wert war, Deutungshoheiten aufzugeben. Wenn immer jede Erzählung gleichbedeutend wie die andere ist, dann spielt so etwas wie „Wahrheit“ keine Rolle mehr, sondern es geht darum, wer überzeugender seine Weltsicht darlegen kann. So geht die Postmoderne quasi nahtlos in das postfaktische Zeitalter über. Verschwörungstheorien können demgemäß wahrgenommen werden als Antwort auf die „Entzauberung der Welt“ – ein Begriff, der auf Max Weber (1919) zurückgeht.

Wenn man so will, handelt es sich bei Verschwörungstheorien um eine Verzauberung der Entzauberung. Die Krise verstärkt wie ein Katalysator die verzauberte Sicht auf die Welt. Dadurch wird unser Bild von Wissenschaft und Gesellschaft herausgefordert. Diese Krise muss als eine Chance gesehen werden, disziplinär sowie inter- und

Die Krise verstärkt wie ein Katalysator die verzauberte Sicht auf die Welt.

transdisziplinär zusammenzuarbeiten, um gemeinsam sowohl wissenschaftliche und gesellschaftliche Phänomene in den Blick zu nehmen als auch die Ergebnisse von Forschungsprojekten so zu präsentieren, dass der Verzauberung entgegenwirkt werden kann. Dabei wird es darum gehen müssen, die Zweifel und das Scheitern im Kampf um „Wahrheit“ in den Vordergrund zu rücken, um aufzuzeigen, dass es nicht die eine Antwort auf das eine Problem gibt, sondern verschiedene Wege, um dorthin zu kommen. Aber eines muss klar sein: Nicht jeder Weg liefert Ergebnisse und ist es wert, gegangen zu werden. Dabei kann es nicht darum gehen, anderen zu unterstellen, dass sie lügen („Lügenpresse“) oder „uns“ verraten haben (Regierung). Die trügerischen einfachen Antworten von

Verschwörungstheorien mögen zwar in der Krise für Erleichterung sorgen, verschieben die Probleme aber auf Sündenböcke: Wenn immer die anderen Schuld haben, werden wir die Krise nicht meistern (Oberhauser 2020c).

MMag. Claus Oberhauser, PhD ist Hochschulprofessor für Geschichtsdidaktik an der PH Tirol

Literatur

COMPACT Education Group, Leitfaden Verschwörungstheorien, https://conspiracytheories.eu/_wp-content/uploads/2020/04/COMPACT_Guide_Deutsch-2.pdf

Ginzburg, Carlo (2005), Hexensabbat. Entzifferung einer nächtlichen Geschichte, Berlin: Wagenbach.

Lewandowsky, Stephan & Cook, John. Das Handbuch über Verschwörungsmymen, https://conspiracytheories.eu/_wp-content/uploads/2020/04/ConspiracyTheoryHandbook_German.pdf

Oberhauser, Claus (2020a), Baruel – Robison – Starck. Merkmale von Verschwörungstheorien in der Spätaufklärung, in: Johannes Kuber, Michael Butter, Ute Caumanns, Bernd-Stefan Grewe, Johannes Großmann (Hrsg.), Von Hinterzimmern und geheimen Machenschaften. Verschwörungstheorien in Geschichte und Gegenwart, DOI: <https://doi.org/10.25787/idadr.v0i3.253>

Oberhauser, Claus (2020b), Simonini's letter: the 19th century text that influenced antisemitic conspiracy theories about the Illuminati, in: <https://theconversation.com/simoninis-letter-the-19th-century-text-that-influenced-antisemitic-conspiracy-theories-about-the-illuminati-134635>

Oberhauser, Claus (2020c), Hochkonjunktur für Verschwörungen, in: Dossier der Universität Innsbruck, 09.06.2020, <https://www.uibk.ac.at/newsroom/dossiers/corona04/#group-Verschwörungstheorien-BHPSLfNqw0>

Sarasin, Philipp (2005), Ausdünstungen, Viren, Resistenzen. Die Spur der Infektion im Werk Michel Foucaults, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften, Jg. 16, H. 3, 88–108.



„Es kommt immer die Emotion vor der Information!“

Subjektive Befindlichkeit zwischen Evidenz und Autonomie

■ Welche Auswirkungen das Verbreiten von Verschwörungstheorien für Betroffene hat, erläutert die Sektenexpertin Ulrike Schiesser im Gespräch mit Stephan Hametner.



Foto: privat

SH: Wie finden Sie die Bezeichnung „Verschwörungstheoretiker“? Dieser Begriff suggeriert ja, dass es sich dabei um eine „Theorie“, also um ein wissenschaftlich ernst zu nehmendes Konstrukt handelt.

US: Ich verwende ganz gerne: Verschwörungsmythos. Außerhalb des wissenschaftlichen Diskurses ist es den meisten aber egal, ob es Theorie heißt oder Mythos. Mir gefällt der Begriff „Schwurbler“ auch ganz gut.

SH: Sie arbeiten als Therapeutin und Beraterin an der Bundesstelle für Sektenfragen zu weltanschaulichen Themen wie alternativen religiösen Bewegungen, Esoterik, radikalen und extremistischen Ideologien, Guru-Bewegungen, Sekten oder auch Staatsverweigerern. Welche Rolle nehmen Verschwörungsmithen (VM) dabei ein?

US: VM waren schon immer ein Thema in der Beratungsstelle. Ähnlich wie bei sektenartigen Gemeinschaften baut sich eine Parallelwelt auf, die Menschen entwickeln missionarischen Eifer und ihr Umfeld ist in der Folge mit den destruktiven Auswirkungen konfrontiert. Im letzten Jahrzehnt haben VM jedenfalls stark zugenommen.

SH: Was macht eine Gruppierung zu einer Sekte?

US: Ich spreche lieber von einer Gruppendynamik, die sektenartig ist. Diese zeichnet sich durch folgende Faktoren aus: Es gibt die EINE Wahrheit, die von der leitenden Person verkündet

wird. Diese Wahrheit erklärt die Welt meist einfach und in Schwarz-Weiß-Bildern. Es gibt häufig einen Außenfeind, der böse ist, während die Gruppe gut ist. Die Außengrenzen werden zudem sehr gut abgesichert (Abgrenzungsbestimmungen nach außen, Geheimnisse, Zugangsbeschränkungen, soziale Kontrolle von Freundschaften und potenziellen Partnern). Der Faktor „Kritik“ stellt das eigentlich trennscharfe Kriterium dar: Wie wird mit Kritik umgegangen? Wird Kritik verwendet, um die Gruppe zu verbessern oder wird die kritisierende Person sofort persönlich angegriffen und meist vor der ganzen Gruppe lächerlich gemacht oder gedemütigt?

Dabei gibt es pseudopositive Formen wie: „Das verstehst du noch nicht. Du bist noch nicht so weit!“ oder offen aggressive Formen wie: „Du bist von einem Dämon besessen, der unsere Gruppe zerstören möchte!“ Ein weiterer wichtiger Faktor ist die Frage, wie sich die Ideologie auf essentielle eigene Lebensbereiche wie Ernährung, Kleidung, Kindererziehung, Beziehungen, Sexualität usw. auswirkt und wie stark sich hier die Gemeinschaft einmischt. Diese Faktoren treten in einem Kontinuum auf. Je mehr davon erfüllt sind und umso stärker die Ausprägung, umso mehr sprechen wir von einer sektenartigen Struktur.

SH: Könnte man die Protagonisten von VM als Sekte sehen?

US: Nein und ja. Nein im Sinne des klassischen Sektenbegriffs, weil nach

außen hin die Strukturen und nach innen hin die gemeinschaftsbildenden Rituale fehlen (öffentliche Demonstrationen sind die Ausnahme), wie man sie sonst von spirituellen Gemeinschaften kennt. Bindung und Zugehörigkeit sind weit weniger stark ausgeprägt. Ja, weil gerade die VM das WIR und DIE ANDEREN besonders betonen.

WIR sind die Erweckten, die die Wahrheit kennen, DIE ANDEREN sind die Schlafschafe (oder die Dummen oder das abgrundtief Böse). Ähnlich wie bei den sogenannten Sekten kommt es zu einer massiven Vereinfachung von Sachverhalten. VM benutzen bestimmte Sprach-Chiffren, wodurch sie für Außenstehende aber auch füreinander relativ rasch identifizierbar sind. Es gibt auch bei VM Wortführer, deren Aussagen quasi automatisch Wahrheitsgehalt beigemessen wird. Kritisiert man bei einem Treffen den Anführer, wird man sofort persönlich angegriffen werden, in Facebook-Gruppen wird man blockiert. Auf Kritik wird nicht eingegangen. Dann ist man Teil des repressiven Systems oder wird als naiv angesehen, da man das wirkliche Geschehen noch nicht durchschaut hat. Für sektenartige Gruppen wie für VM gilt: Der gemeinsame Feind schafft Identität und erzeugt ein Gefühl von moralischer Überlegenheit und Bedeutung.



SH: Gibt es Unterschiede zwischen den Protagonisten von VM und Sekten?

US: Was den VM definitiv fehlt, ist der Plus-Faktor. VM haben keine positive Zielformulierung, kein konstruktives Programm. Bei spirituellen Gruppen ist immerhin ein positives Element dabei, das den Menschen stützen soll, ein identitätsstiftendes Element, eine Art Rezept, wie das Leben gelingen

kann. Spiritualität vermittelt immer auch angstreduzierende Elemente und soll auf diese Weise mehr Kontrolle über das eigene Schicksal geben. Bei der VM-Szene fällt das alles komplett weg. Wichtig ist hier nur der narzisstische Gewinn in zweifachem Sinne von: Ich gehöre zu den Auserwählten, die die Wahrheit kennen, und ich bin ein Opfer, weil ich aufgrund dieses Wissens als Außenseiter kritisiert und verfolgt werde.

SH: Dürfen Vertreter spiritueller Richtungen bzw. von VM alles behaupten oder gibt es da auch Grenzen?

US: Es gibt immer legitime Grenzen wie z. B. Holocaust-Leugnung, was ein Delikt im Sinne des österreichischen Strafrechts darstellt bzw. Verhetzung oder gefährliche Drohung („Wenn du das nicht machst, passiert ...“). Im Grunde fallen diverse Behauptungen aber unter das Recht auf freie Meinungsäußerung und freie Religionsausübung. In der Esoterik greift der Konsumentenschutz leider fast gar nicht. Es dürfte zum Beispiel auch keine Heilung von Krankheiten versprochen werden, das passiert aber oft.

SH: Was raten Sie Menschen für den Umgang mit den Protagonisten von VM in ihrem persönlichen Umfeld?

US: Grundsätzlich raten wir für das familiäre Umfeld und den Freundes- und Bekanntenkreis die Unterscheidung an, ob es sich um jemand handelt, der unreflektiert oder unwissend Fake-News weiterleitet und Personen, die bereits völlig überzeugt von dem sind, was sie behaupten. Bei diesen „Gläubigen“ rutscht man mit jedem Gegenargument ab: Wissenschaftliche Aussagen oder Fotobeweise sind alle gelogen und gefälscht. Umgekehrt können die Gläubigen aber keine seriösen Quellen für die eigenen Aussagen nennen. Die Inhalte sind emotional aufgeladen und damit immun für Argumente. Dazu kommt, im Zeitalter der Social Media, dass sich die Menschen oft auch schon öffentlich zu ihren kruden Theorien bekannt haben. Da wäre es umso peinlicher, wieder einen Schritt zurückzumachen, weil es ja das Eingeständnis wäre, dass man sich ursprünglich geirrt und sich verrannt hat. Es gibt schon auch Verschwörungsgläubige, die irgendwann einsehen, welchem inhaltlichen Blödsinn sie aufgefressen sind.

Diese Personen haben dann aber mit einer unglaublichen Scham zu kämpfen. VM haben immer eine soziale Komponente: Das aggressive Verbreiten von VM kann zu einem „sozialen Selbstmord“ führen. Selbst Ehepartner rücken von ihnen ab, im Freundeskreis kommt es zu Kontaktabbrüchen. Das frustriert besonders jene, die ihr Umfeld aufrütteln und retten wollen. Sie fühlen sich unverstanden und wenden sich umso mehr jenen zu, die ihre Ansichten teilen. So entsteht ein Teufelskreis, der Polarisierung fördert und für abgekapselte Echo-Kammern Gleichgesinnter sorgt.

SH: Wäre Bildung ein probates Mittel gegen VM?

US: Grundsätzlich ist bei geringerer Bildung das Risiko höher, an VM zu glauben. Es wäre sehr günstig, schon in Schulen ein besseres Verständnis für Wissenschaft zu vermitteln, die Kulturtechnik der Informationsgewinnung und -bewertung. Dazu gehört auch der Umgang mit Medien, insbesondere der neuen digitalen Plattformen und Fragen zu thematisieren wie: Was ist eine gesicherte Erkenntnis? Wie entsteht Erkenntnis? Was sind vertrauenswürdige Quellen, welche nicht?

SH: Ich möchte den Aufklärungsbegriff von Kant bemühen, also den Mut zu haben, sich des eigenen Verstandes zu bedienen ...

US: Gut, da steckt natürlich ein bestimmtes Wertesystem dahinter. Und die VM interpretieren das geschickt um, indem sie behaupten, dass rationales Denken, das auf wissenschaftlicher Basis beruht, so nicht stimmt. Ihr Zugang lautet: Weil die Welt so unüberschaubar und komplex geworden ist, setzen wir auf die gefühlte Wahrheit, die Truthiness. Meine innere Wahrheit ist viel wichtiger als das, was andere sagen. Es ist mir egal, was ein Fachmensch sagt, wenn es sich nicht richtig anspürt.

SH: Der Nobelpreisträger Daniel Kahnemann behauptet in seinem Buch „Schnelles Denken – langsames

Denken“, dass die Intuition dem klaren Denken im Weg steht und oft zu Fehlwahrnehmungen oder -entscheidungen führt.

US: Ich glaube, dass Rationalität einen ganz hohen Anspruch an die Menschen hat. Wir sind emotionelle Wesen, keine rationalen. Viele überfordert die Komplexität unserer Welt und sie suchen eine einfache Antwort, eine Anleitung, wie das Leben gelingt. Dazu gibt es bei manchen eine Sehnsucht nach spiritueller Erfahrung, Erhöhung durch Kontakt mit dem Heiligen, Geborgenheit in einem allwissenden Weltenlenker.

Die aufklärerische Forderung nach Rationalität ist ja ursprünglich aus dem Bedürfnis entstanden, sich auch aus religiöser Bevormundung zu lösen. Jetzt kommt wieder die Gegenbewegung, die Betonung des Gefühls, der subjektiven Wirklichkeit, der kuscheligen, euphorischen und emotionalen Erfahrung, des Aberglaubens. Besonders die Esoterik lädt dazu ein, sich die Welt so zu machen, wie sie mir gefällt.

SH: Im spirituellen Bereich mag das, woran ich glaube, ja noch etwas freier sein, aber was ist mit den Grundwerten des Staates? Auch die Gewaltentrennung der Demokratie fußt in den Ideen der Aufklärung.

US: Vielen ist auch das zu komplex. Ein Abmelden von der Rationalität bedeutet für sie auch ein Abmelden von Staat, Schule, Medizin, Verwaltung und ein Sich-Zurückziehen in ein Wolkenkuckucksheim, in die Illusion einer idealen und selbstgestrickten Welt, die es so nicht gibt. Da steckt ein tiefes Misstrauen in die Welt drinnen nach dem Motto: Ich misstrau allen Informationen, allen wissenschaftlichen Positionen, allen akademisch fundierten Aussagen. Oder: Ich mache mich unabhängig und zum Selbstversorger und heile damit die Welt! Es geht dann nur mehr darum: Wer ist mir sympathischer?

Wen mag ich? Und letztlich: Wem vertraue ich? Dazu kommt, dass es zu einer Art Selbstermächtigung kommt.

Wenn ich allen da draußen misstrau, bin ich auf mich selbst zurückgeworfen und als Fehlschluss, auch für vieles selbst verantwortlich, zum Beispiel eine Erkrankung. Dieser esoterische Konstruktivismus behauptet dann, dass wir uns alles, was wir erleben, selbst ausgesucht haben. Es gibt keinen Zufall und keine soziale Ungerechtigkeit. Alles ist Karma, alles ist ein Ergebnis unserer Handlungen, vielleicht aus einem vorherigen Leben.

SH: Ich frage dann immer nach, ob sich das Kind, welches im Lager Auschwitz-Birkenau geboren wurde, sich das wirklich ausgesucht hat?

US: Diese Leute bejahen das, weil dieses Kind in seinem vorigen Leben vielleicht eine Entwicklungsaufgabe nicht gemeistert oder etwas Böses getan hat und nun seine gerechte Strafe bekommt. Es ist im Prinzip ein Abmelden von jeglicher sozialen Verantwortung: Ich will nicht Schuld tragen am Leid anderer, ich rede mir das irgendwie als logisch zwingend schön. Mir geht es gut, weil ich es verdient oder irgendetwas verstanden habe. Dir geht es nicht gut, weil du es nicht verdient oder noch nicht verstanden hast.

SH: Beinhaltet das nicht so etwas wie eine gesellschaftliche Sprengkraft?

US: Ich sehe sowohl Gefahren für das Individuum als auch für die Gesellschaft. Im individuellen Bereich ist z.B. das Ablehnen medizinischer Versorgung wie das Nicht-Impfen das Schlimmste. Ich habe mit so vielen Kindern zu tun, die noch nie eine Tetanusimpfung erhalten haben. Daneben gibt es auch finanzielle Ausbeutung, da gegen Ängste oft sündteure Dinge verkauft werden, zum Beispiel Akasha-Säulen gegen Chemtrails.

In sozialer Hinsicht: Mit nichts anderem können Sie sich so schnell ins soziale Aus katapultieren, wie mit einer VM. Bei einer psychischen Erkrankung haben Sie noch eher die Chance auf Akzeptanz Ihrer Umwelt. VM fördern Gewalt, da sie eine moralische Rechtfertigung für Gewaltaus-

brüche darstellen. Außerdem stellen VM immer Gesellschaftsgruppen an den Pranger bzw. schüren Hass gegen bestimmte Personengruppen. Wenn Techniker bedroht werden, die 5G Masten aufstellen oder behauptet wird, Politikerinnen seien Echsenwesen, dann kann man diese auch bedrohen, weil sie ja keine menschlichen Wesen mehr sind. VM öffnen damit gefährliche gesellschaftliche Risse. Rechtsextreme Bewegungen profitieren davon besonders.

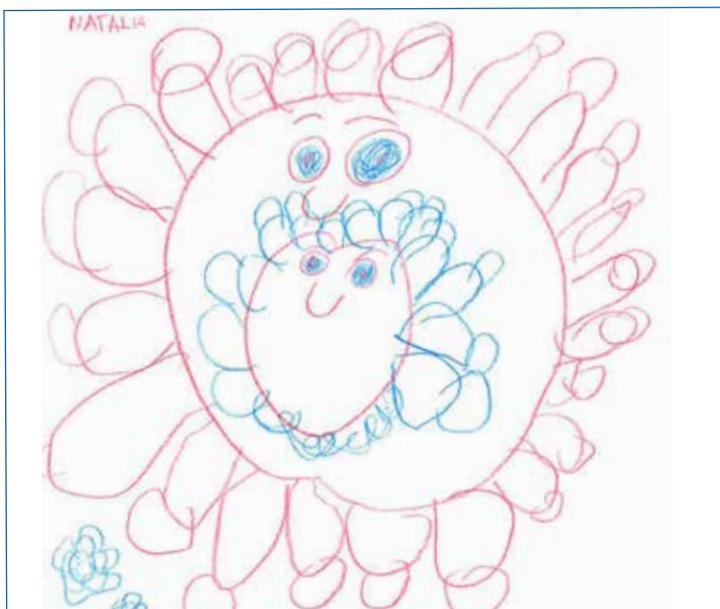
SH: Befinden wir uns bereits auf einem Schlachtfeld der Werte?

US: Gesellschaftliche Werte verschieben sich schon seit einiger Zeit weg von Solidarität und Zukunfts-Optimismus hin zu eifersüchtigem Hüten eigener Privilegien; zum Versuch, Sündenböcke zu finden, denen man anhängen kann, wo man selber vielleicht versagt hat. Die Stimmung wird insgesamt ängstlicher, enger, neidischer. Wir schwanken zwischen Selbstüberhebung und Wahrnehmung von Kontrollverlust. Die großen Themen der Zeit wie Klimawandel oder soziale Gerechtigkeit scheint die Politik nicht mehr in der Hand zu haben.

Die Erklärung, die von VM angeboten wird: „Klar agieren die nicht, weil sie in Wirklichkeit ganz bestimmten und geheimen Interessen dienen und deswegen werden diese Probleme nicht wirklich angegangen.“ Wenn man sich nicht einmal mehr auf die Fakten einigen kann, orte ich eine gewaltige Bedrohung der Demokratie. Wie führen wir einen Dialog, wenn wir uns nicht mehr auf gemeinsame Fakten beziehen können?

Mag.^a Ulrike Schiesser ist Beraterin an der Bundesstelle für Sektenfragen in Wien sowie Psychologin und Psychotherapeutin in freier Praxis in Wien.

Dr. Stephan Hametner ist Hochschulprofessor für Fachdidaktik Allgemeine Musikpädagogik an der PH OÖ sowie Psychotherapeut, Supervisor und Coach in freier Praxis in Linz.



„Kranke“, „Sonderlinge“ und „Außenseiter“

Gibt es die verschwörungstheoretische Persönlichkeit?

■ Wer Verschwörungstheorien verbreitet, hat nicht automatisch eine psychiatrische Diagnose.



Foto: privat

Auffälliges Verhalten kann grundsätzlich aus zwei Perspektiven betrachtet werden: Die eine definiert dieses als persönlich, die andere als situativ bzw. kontextuell begründet. Die Psychotherapeutin Ulrike Schiesser bezieht in Bezug auf Personen, die verschwörungstheoretische Erzählungen verbreiten, klar Stellung: „Es sind keine psychisch Kranken, Sonderlinge oder Außenseiter, sondern immer mehr Personen, die sich aufgrund ihrer Biografie oder einer aktuellen Situation in einer vulnerablen psychischen Verfassung befinden. Wir leben in einer Zeit, die sich durch eine hohe Komplexität

auszeichnet. Alles ist undurchschaubar und vor allem unsicher, was die Zukunft betrifft: Werde ich noch eine Pension bekommen? Was verursachen die großen Migrantenströme? Wie wird sich der Klimawandel auf meine Nachkommen auswirken?“

Psychiatrische Manuale wie das ICD-10 werden im fachlichen Konsens von weltweit 3000 Psychiaterinnen und Psychiatern herausgegeben. Eine eigene Diagnose der verschwörungstheoretischen Persönlichkeit findet sich im ICD-10 nicht. Teilaspekte hingegen lassen sich im Rahmen der paranoi-

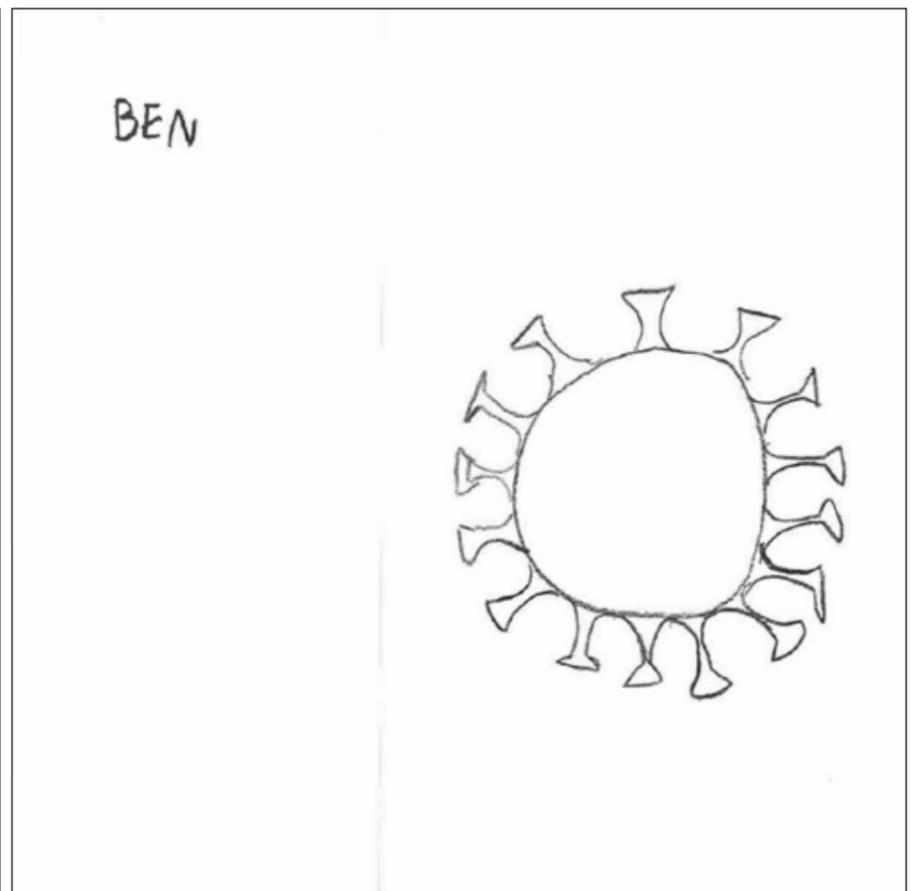
den Persönlichkeitsstörung („Verfolgungswahn“), der narzisstischen PS (Ich-Syntonie: „Ich bin gesund, die anderen haben ein Problem!“), der schizotypischen PS (affektarm, Mangel an Freundschaften), der abhängigen PS (sich kritiklos selbstbewusst agierenden Wortführern unterordnen) festmachen. Auch psychotische Phasen, diverse Angsterkrankungen und Selbstwertprobleme weisen ein Naheverhältnis auf. Der Umkehrschluss ist allerdings nicht zulässig: Personen, die eine dieser Diagnosen haben, vertreten nicht zwingend eine Verschwörungstheorie.

Verschwörungstheorien erfüllen die Funktion psychischer Entlastung. Swami & Coles wiesen in ihrer 2010 erschienen Studie nach, dass sich bei Betroffenen über die Verwendung von Verschwörungstheorien eine Regulation der Psyche im Umgang mit Ohnmacht und Verunsicherung oder mit persönlichen Erfahrungen von Ungerechtigkeit (Firmenschließung oder -konkurs) und Existenz-, Zukunfts- und Versagensängsten einstellt [https://www.researchgate.net/publication/281331502_The_truth_is_out_there]. Dies geschieht durch die Reduktion von Komplexität und das krasse Außerachtlassen von Faktizität und äußert sich durch die Betonung

von Individualität, Selbstinszenierung und Einzigartigkeit, was letztlich zu einer vermeintlichen Steigerung des eigenen Selbstwertes führt. Zudem scheinen auch ein erhöhtes Autonomiebedürfnis und damit einhergehende Autoritätskonflikte der Fall zu sein („Ich lasse mir von niemandem etwas vorschreiben!“).

Insgesamt kann konstatiert werden, dass Verschwörungstheorien Antworten auf persönliche und biografische Probleme suggerieren. Sie bieten im Sinne positiver Zielformulierungen allerdings weder Lösungen für größere gesellschaftliche Probleme noch für eine zu erwartende anstrengende persönliche Auseinandersetzung mit den eigenen anstehenden Entwicklungsaufgaben. Die ignorante Abwehr von Fakten und Argumenten und das Weiterspinnen von Narrationen eines deterministischen Ausgeliefert-Seins an dunkle Mächte bietet auf jeden Fall eine bequeme Entlastung von Verantwortung.

Dr. Stephan Hametner ist Hochschulprofessor für Fachdidaktik Allgemeine Musikpädagogik an der PH OÖ sowie Psychotherapeut, Supervisor und Coach in freier Praxis in Linz.



„Ist heute schon morgen?“

Eine Studie zu den brisanten Auswirkungen von Corona in Europa

■ Ivan Krastev über die Momente, in denen sich unsere Gewissheiten auflösen. Wie die Pandemie Europa verändert.



Foto: privat

Ivan Krastev, geboren in Bulgarien, ist Vorsitzender des Centre for Liberal Strategies in Sofia und Permanent Fellow am Institut für die Wissenschaften vom Menschen in Wien, wo er den Schwerpunkt „Die Zukunft der Demokratie“ leitet. Der vielfach preisgekrönte Autor schreibt u. a. für die internationale Ausgabe der New York Times. Zutiefst beunruhigt von der bevorstehenden Ausbreitung der Corona-Pandemie, aber sicher in einem Landhaus in Bulgarien untergebracht, schrieb Ivan Krastev seine Gedanken über die Post-Corona-Welt: „Da wir weder zur Arbeit gingen, noch uns mit Freunden treffen konnten, legten wir gleichsam unsere Lebensplanung für eine absehbare Zukunft auf Eis.“

Eine Gesellschaft in diesem Zustand der Quarantäne sei eine „geschlossene Gesellschaft“ im beinahe wörtlichen Sinn, so der Autor. In seiner Einleitung zieht Krastev Vergleiche mit der Pest: Wie Camus feststellte, löschte die Pest „die Erfahrung des persönlichen Lebens“ aus. Jemanden in Zeiten von Corona ungefragt zu berühren, komme einem Verrat gleich. Nicht-gehemmte Spaziergänge könnten – je nach den aktuell geltenden Corona-Maßnahmen – mit Strafen geahndet werden, und Kontakte zu anderen Menschen seien sogar zur Bedrohung unserer eigenen Existenz geworden. Die Frage sei dabei nur, wie lange uns dieses noch nie da gewesene Gesellschaftsexperiment im Gedächtnis bleibe. Oder könnte es sein, dass es für uns in einigen Jahren nicht viel mehr

als eine Art kollektive Halluzination sei? Große Epidemien sind gar nicht so selten, und doch überraschen sie uns immer wieder aufs Neue – um später weitgehend in Vergessenheit zu geraten. So hatte etwa die Spanische Grippe zwischen März 1918 und März 1920 zwischen 50 und 100 Millionen Menschen das Leben gekostet. Überraschenderweise ist diese Katastrophe offenbar selbst bei Historiker*innen nicht mehr im Blickfeld. Als Grund dafür nennt Krastev unter Hinweis auf die Psycholog*innen Henry Roediger und Magdalena Abel das Phänomen, dass sich Menschen meist nur an „eine kleine Zahl auffälliger Ereignisse [...] am Anfang, Wendepunkt und Ende“ eines Ereignisses erinnern.

Erzählungen über eine Pandemie können z. B. kaum einer solchen logisch-stringenten narrativen Struktur gehorchen. Um die öffentliche Meinung zu mobilisieren, trivialisiere die Politik nunmehr das Außergewöhnliche. Die Menschen sollen davon überzeugt werden, dass hier eine unvergleichbare Krise wüte, und somit werde Covid-19 als die gleichzeitige Wiederkehr der drei vorherigen Krisen dargestellt: Terrorismus, Finanzkrise und Flüchtlingskrise. Das Virus werde zum „unsichtbaren“ Feind erklärt, um Überwachungstechnologien einzusetzen, mit denen man zuvor Terroristen aufgespürt habe.

Als Reaktion auf die Pandemie brachten schließlich die Grenzschließungen zwischen EU-Mitgliedstaaten auf ähnliche Weise die Erinnerung an die Flüchtlingskrise und die Angst vor einem um sich greifenden ethnischen Nationalismus zurück. Im Kapitel 1 formuliert Krastev seine Gedanken zum „Bleiben-Sie-zu-Hause“-Nationalismus. Covid-19 habe den gesamten Kontinent mit einem unheilbaren Nationalismus infiziert, der vor allem dem geheimnisvollen Zauber geschlossener Grenzen unterlag. In diesem Zusammenhang warnt er vor der Gefahr eines fremdenfeindlichen Populismus in der europäischen Politik. Vergleiche mit der Weltwirtschaftskrise 1929 und der Finanzkrise 2008/2009 werden gezogen, und es wird vor einer Abschottung der Nationalstaaten gewarnt. Die Europäer merken, so der Autor, dass

der einzige Schutz jene Form von Protektionismus ist, die einen Zusammenschluss mit dem Rest des Kontinents bietet. Kapitel 2 beschäftigt sich mit der Fragestellung, inwieweit Epidemien Gesellschaften beeinflussen und somit liberale Demokratien verändern könnten. Krastev sieht, wie viele politische Analysten, die Gefahr einer langfristig restriktiven Gesetzgebung, die auch nach dem Sieg über das Virus noch lange in Kraft bleiben könnte. Populisten und Demagogen könnten die Krise nutzen, um an der Macht zu bleiben und die Demokratie zu ersticken.

Mit einem Verweis auf eine frühe Novelle des italienischen Schriftstellers Italo Calvino ist Krastev davon überzeugt, dass es das besondere Talent der Demokratie sei, jeden Bürger und jede Bürgerin mit dem Wahlrecht auszustatten, ihm oder ihr eine Stimme zu geben – stets freilich mit dem Vorbehalt, dass sie nicht die Intensität jeweiliger Überzeugungen abbilden können. Und gerade deshalb sei die Demokratie bedroht in einer Welt, in der „Social Distancing“ als verantwortliches Verhalten internalisiert wurde. Die Möglichkeit, dass Covid-19 nicht nur einige Monate, sondern mehrere Jahre lang kein öffentliches Leben zulässt, würde damit zur größten Gefahr für die europäischen liberalen Demokratien.

Demokratien nämlich, davon ist Krastev überzeugt, funktionieren nicht, wenn die Menschen zu Haus bleiben müssen. Seine Schlussfolgerungen schließlich lässt Krastev in ein Konzept der sieben Paradoxa münden: Das erste Paradoxon bestehe darin, dass Covid-19 die dunkle Seite der Globalisierung offenlege, zugleich aber selbst ein Agent der Globalisierung sei. Zweitens habe die Corona-Krise den Trend der Deglobalisierung beschleunigt, gleichzeitig aber die Grenzen der Renationalisierung aufgezeigt. Drittens habe die Angst vor dem Virus einen Zustand nationaler Einheit hervorgerufen, wie ihn viele Gesellschaften jahrelang nicht mehr erlebt haben. Mit fortschreitender Zeit jedoch, so befürchtet der Autor, wird die Pandemie eine politische und ökonomische gesellschaftliche Spaltung verstärken.

Die politischen Folgen der Krise vorherzusagen sei darum enorm schwer. Aufgrund eingeschränkter Grundrechte habe sich die Demokratie eine „Auszeit“ nehmen müssen. Das vierte Paradoxon habe in vielen Staaten einen Ausnahmezustand hervorgerufen, der in der Folge die Sehnsucht der Menschen nach einer autoritären Regierung in Grenzen halte. Das fünfte Corona-Paradoxon bestehe Krastev zufolge darin, dass die Union wichtiger werden könnte als alles andere in der Geschichte, obwohl sich die EU in der ersten Phase der Krise doch auffällig im Hintergrund hielt.

Das sechste Paradoxon bestehe in der Umkehrung der durch große Krisen gewonnenen Erkenntnisse. So sei die Folge der Finanzkrise eine mangelnde Bereitschaft gewesen, Schulden zu vergemeinschaften und die Beschränkungen der Staatsausgaben zu lockern. Nunmehr erleben wir genau das Gegenteil. Da sich die europäische Union strukturell als ungeeignet erwiesen hat, die sich anbahnende Katastrophe zu lindern, besteht aus der Sicht Krastevs ein weiteres Paradoxon darin, dass die EU als letzte Verteidigerin von Offenheit und Interdependenz nunmehr noch mehr dem Druck der gemeinsamen Strategie ausgesetzt sei.

Möglicherweise, so der Autor, werden sogar Notstandsvollmachten auf Brüssel zu übertragen sein. Die zeitlich aktuellen Ausführungen von Krastev wurden in manchen Punkten von der Schnelligkeit der Pandemie und den damit verbundenen Maßnahmen überholt. Insgesamt stellt das Buch jedoch eine komprimierte Diskussionsgrundlage für die Weiterentwicklung der Demokratie und der Europäischen Union nach Corona dar.

Josef Oberneder, MAS MBA MSc.
ist Vizerektor an der Pädagogischen Hochschule OÖ.

Literatur

[Ivan Krastev: Ist heute schon morgen? Wie die Pandemie Europa verändert. Berlin: Ullstein 2020]

Wie tun?

Gedankensplitter

■ Die Pandemie unterbricht den gewohnten Alltag. Sie trifft alle, doch unterschiedlich stark. Dies stellt Fragen und lädt zu neuen Überlegungen ein.

Die Pandemie ermüdet

„Die Pandemie ist wie ein Computerprogramm, das versteckt im Hintergrund läuft und uns mit seinen Dauerschleifen laufend Energie zieht“, ist in einem Gastkommentar am 28. September 2020 in einer österreichischen Tageszeitung zu lesen. Formuliert werden eine latente Anstrengung und Anspannung, die im Zusammenhang mit dem Virus, dem Umgang damit und diversen Maßnahmen alle fordern. Das weckt Gefühle und Gemütszustände: Ängste tauchen auf und konfrontieren mit ureigenen psychodynamischen Strukturen.

Müdigkeit macht sich bemerkbar, Traurigkeit und depressive Verstimmungen nehmen zu, eine Zunahme von Aggressionen, Empörung und Trotz ist spürbar. Die Ungewissheit über das Nicht-Sichtbare-Andere der Pandemie, von der viel gesprochen wird, die unterschiedlich besprochen wird, fordert heraus. Ein Ende wird herbeigesehnt und ist derzeit doch nicht in Sicht.

Die Pandemie unterbricht die Schnellebigkeit

Die Pandemie trifft auf eine Gesellschaft, die bis vor Kurzem von hohem Tempo, Leistungswillen, Erfolg, Dynamik durchdrungen war. H. Rosa (2008) benennt dies schnelllebige Moderne und beschreibt sie folgend: „Menschen in modernen Gesellschaften leben in dem Grundgefühl, immer schneller laufen zu müssen – nicht um voranzukommen, sondern um nicht zurückzufallen, um ihren Platz zu halten, auf dem Laufenden zu bleiben.“ (151) Mit der Idee des Wachstums, des Größer- und Schnellerwerdens wurde eine Atemlosigkeit der Leistungswilligen und -fähigen entwickelt. Jene, die nicht mithalten konnten, wurden an den Rand gedrängt und irgendwie versorgt. Die Pandemie drosselt das Tempo von außen. Darauf war niemand vorbereitet.

Die Pandemie fordert Selbstüberwachung

Das Virus passt auch nicht zu der in den letzten Jahren steigenden Selbstoptimierungstendenz, außer dem Moment der Selbstüberwachung. Aber jetzt ist nicht gefordert die Anzahl der Schritte, die Pulsfrequenz, die Kalo-

rien etc. zu messen, sondern Abstände einzuhalten, Kontakte zu erinnern, Symptome zu beobachten ... und zu hoffen, dass man mit ein wenig Glück das Virus nicht aufschnappt. Denn wer krank wird, der ist mit einem sozial und politisch erhobenen Zeigefinger konfrontiert und darf sich beschämt zurückziehen. Krank werden ist möglich, aber eigentlich nicht erlaubt, und Sorge zu tragen, hat jede*r selbst.

Die Pandemie macht gleich

Dieser Einbruch des bis vor Kurzem Undenkbaren betrifft alle, verändert uns alle. Stellvertretend mögen an dieser Stelle die neuen Alltagshandlungen genannt werden: Alle sind wir angehalten Mund-Nasen-Schutz zu tragen, Distanz einzuhalten, Hände zu waschen, zu desinfizieren und den wechselnden teils vage verkündeten Maßnahmen nachzukommen, unabhängig unserer soziokulturellen Herkunft, des sozialen Status, des Geschlechts, Alters etc. In dieser geänderten Situation sind Schulen und Hochschulen gefordert, Bildung unter neuen Gegebenheiten stattfinden zu lassen und flexibel auf wiederholte Änderungen zu reagieren. Die Digitalisierung – ein Feld, das zuvor von vielen skeptisch betrachtet wurde – nimmt Schwung auf. Wer jetzt nicht online Anschluss findet, bleibt zurück.

Die Pandemie macht ungleicher

Wenn die Veränderungen alle treffen, so ist zu konkretisieren, sie treffen unterschiedlich stark. Jene gesellschaftlich bedingten Ungleichheiten, die bereits vorher beobachtbar waren, auf die mit Sorgen hingewiesen wurde, sind offensichtlicher geworden. Die ungleiche Verteilung von Chancen und Barrieren (vgl. z.B. Erkurt, 2020) kann

nicht länger verwischt oder weggeredet werden. Die erzählte Bestürzung von privilegierter Seite klingt schal, die diesbezüglichen Überschriften in den Zeitungen erscheinen wie ein kurzfristiger Alarm. Die Zugänge zur Teilnahme an Bildung und damit auch an Gesellschaft im Sinne einer demokratischen Idee – einer „gleiche(n) Teilhabe an der politischen Gestaltung der eigenen Lebensverhältnisse“ (Lessenich, 2019, 18) – sind mit der Pandemie noch brüchiger geworden.

Kinder wie Erwachsene, Frauen, Arbeitslose, Personen aus nicht privilegierten Milieus, Menschen mit Behinderungen etc. bleiben zurück, verlieren (Chancen, Stimme, Bildungsplatz oder Erwerbsarbeit), gehen verloren (aus dem Blick und aus dem Sinn, aus der Versorgung). Die gesellschaftlich entwickelte, ungleiche Situation ist mit der Pandemie nicht neu geworden, sondern angesichts bereits bestehender Ungleichheiten schlagen die Maßnahmen unterschiedlich hart auf.

Die Pandemie lädt ein, Visionen zu entwickeln

Schon gibt es erste Berichte zu einem Grundeinkommen für alle, Ideen für eine Neuaufteilung der Arbeitszeit, Texte zu Lebenssinn, Erstaunen über die Möglichkeiten einer übergreifenden Solidarität (also was möglich wäre, wenn man wollte), Rufe nach einer Ganztagschule etc. Während die einen versuchen trotz Pandemie der alten Normalität zu folgen und die Zeit zu überbrücken, nützen andere das Erschrecken, um im gewohnten Lauf(en) innezuhalten und Ideen zu entwickeln jenseits der alten Normalität: Was macht Sinn und wie sichern wir die Zukunft? Wie gelingt Gesellschaft und Schule, ohne dass Menschen abgehängt werden und verloren gehen?

Was ist vor Ort in der konkreten Schule, im Konferenzzimmer, in Direktionen an gemeinsamem Vorgehen und gegenseitiger Unterstützung angesagt und vor allem wozu? Wie gelingt ein

Wie gelingt Gesellschaft und Schule, ohne dass Menschen abgehängt werden und verloren gehen?

Ausgleich zwischen Schulen in privilegierten und weniger privilegierten Wohngegenden? Wie gelingt Solidarität jenseits eigener Wohlfühlkontexte? Was ist wirklich nötig, was macht Freude und was ist das für eine andere Vision eines Zusammenlebens, der gefolgt werden kann? Da lässt sich doch gut mitbasteln an der Entwicklung neuer Möglichkeiten und zeitweise die Pandemie vergessen. Oder wie sehen Sie das?

Dr.ⁱⁿ Christina Spaller ist Professorin mit den Schwerpunkten Soziokulturelle Heterogenität und Inklusion, Soziodynamik und gruppenspezifische Prozesse im Bildungsbereich an der PH OÖ.

Literatur

Erkurt, M. (2020). Generation Haram. Warum Schule lernen muss, allen eine Stimme zu geben. Wien: Zsolnay.

Lassnig, S. (28. September 2020). „Corona? Ich bin müde“. In *Der Standard*, 15.

Lessenich, S. (2019). Grenzen der Demokratie. Teilhabe als Verteilungsproblem. Stuttgart: Reclam.

Rosa, H. (2008). Schnelllebige Moderne. In U. Schimank & N.M. Schöneck (Hrsg.), *Gesellschaft begreifen*. Einladung zur Soziologie. Frankfurt, New York: Campus, S. 142-153.



Corona und die „Black Box“ Diversität an der Hochschule

Kann die Coronakrise auch eine Chance sein?

■ Die Covid-19-Maßnahmen machen diverse Bedarfe deutlich und bieten Anlass für mehr Sensibilität für Diversität (auch) an Hochschulen – wenn man hinschaut.



Foto: J. Philipp

Es ist schwierig, Corona etwas Positives abzurufen, aber die Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie machen deutlich sichtbar, worauf vielleicht im Bildungssystem zu wenig geachtet wurde und wird. Beispielsweise zeigen sie, wie hoch die Diversität der Menschen auf allen Ebenen des Bildungswesens ist. Derzeit bereits diskutiert wird vor allem die Problematik, die für Schüler*innen mit unterschiedlichen Voraussetzungen entsteht.

Dabei wird die Ungleichheit in der Bildungsgerechtigkeit sichtbar und es entsteht daraus die große Chance für Veränderungen. Weniger thematisiert werden die Auswirkungen der Maßnahmen auf der Ebene von Hochschulen. Aber auch hier treffen sie Studierende, Lehrende und Mitarbeiter*innen aufgrund ihrer Unterschiedlichkeit in verschiedener Art und Weise und die Diversität wird in verstärktem Maße deutlich – wenn

man hinschaut. In diesem Hinschauen und im Lernen daraus liegt nun ein Potenzial der Entwicklung zu einer stärker diversitätssensiblen Hochschule. Die Heterogenität der Studierenden in Bezug auf ihre regionale und soziale Herkunft, ihre sozio-ökonomischen Voraussetzungen, ihre Wohn- und Familiensituation, ihre physische und psychische Gesundheit und vieles mehr wird unter anderem in der Studierenden-Sozialerhebung (Unger et al., 2019) dargestellt.

Ein Ziel dieser Studien im Auftrag des BMBWF ist es, diese als Grundlage für die Umsetzung der nationalen Strategie der sozialen Dimension in der Hochschulbildung zu nutzen. Auch für die Entwicklungsmaßnahmen zur Verbesserung des Umgangs mit Diversität an den Hochschulen sind sie eine Basis. Im Umgang mit den Auswirkungen der Corona-Maßnahmen können diese Erhebungen verdeutlichen, dass auch an Hochschulen Menschen sehr unterschiedlich getroffen werden. Die Hochschulleitung, die

Service- und Koordinationsstelle für Fragen der Diversität und alle Lehrenden und Mitarbeiter*innen der Hochschule müssen hier gemeinsam diversitätssensible Wege finden und eine klare Diversitätsstrategie entwickeln. Vor allem der Gedanke, die Vielfalt als Chance zu sehen, darf dabei nicht zu kurz kommen!

Sehr wenig diskutiert wird in der Frage des Umgangs mit Diversität die Gruppe der Lehrenden und der weiteren Mitarbeiter*innen an Hochschulen. Caroline Richter (2012) verwendet dafür den Begriff „Black-Box Hochschulpersonal“ und meint damit, dass der Blick stärker auf die Vielfalt der handelnden Personen gerichtet werden müsste, um notwendige hochschuldidaktische und -organisatorische Veränderungen im Sinne einer diversitätssensiblen Entwicklung anstoßen zu können. Diese Vielfalt besteht nicht nur in den sehr unterschiedlichen Arbeitsbereichen und -aufgaben, sondern liegt auch hier im Bereich der persönlichen, physischen, psychischen,

sozio-ökonomischen, familiären oder ethno-kulturellen Voraussetzungen. Sie spielen im Umgang mit Krisen und Herausforderungen eine große Rolle.

Erste Notizen der vergangenen Monate, die für eine Diversitätsstrategie relevant sind, betreffen die Sensibilisierung aller Hochschulangehörigen für individuelle Bedarfe und Stärken, für Rechtsansprüche von Studierenden auf Nachteilsausgleich (auch in Zeiten von Distanzlehre) sowie für die institutionalisierte Förderung von Resilienz. Langfristig ist es möglich, die individuellen Ressourcen aller Hochschulangehörigen zu einem gemeinsamen, kooperativen Vorgehen zu nutzen. Voraussetzung dafür ist es natürlich, die „Black-Box Hochschulpersonal“ zu öffnen.

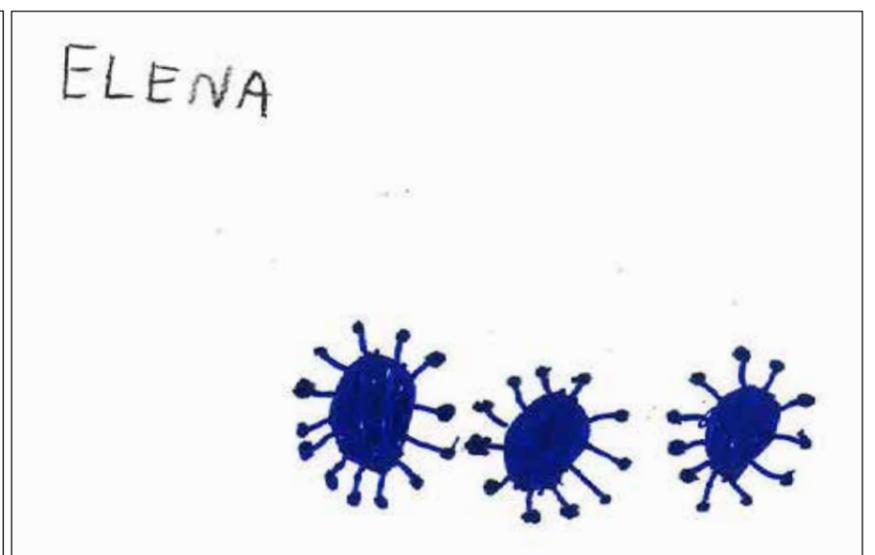
Christine Kladnik, MA ist Leiterin der Service- und Koordinationsstelle für Fragen der Diversität an der PH OÖ.



Literatur

Richter, C. (2012). „Black-Box“ Hochschulpersonal. Plädoyer für die Einbindung einer kaum beachteten Zielgruppe. In U. Klein & D. Heitzmann (Hrsg.) Hochschule und Diversity. Theoretische Zugänge und empirische Bestandsaufnahme, S. 126 - 144. Weinheim: Beltz Juventa.

Unger et al. (2019): Studierenden-Sozialerhebung 2019. <http://www.sozialerhebung.at/index.php/de/>



Nach Lockdown 1,2,3? ... dann nur noch DOWN?

Vervielfachung von Benachteiligungserfahrungen ohne Ausweg?!

■ Dieser Beitrag ist fokussiert auf jene Schüler*innen, die durch den Lockdown besonders stark benachteiligt sind und in Berichten nicht explizit erwähnt werden.



Das Gebot, Abstand zu halten oder gar die Schule nicht besuchen zu können oder zu dürfen, entzieht uns menschliche Bedürfnisse wie persönliche Nähe, Begegnungen oder Berührungen. Richten wir aber unseren solidarischen Blick auf diejenigen, die ohnehin schon viel zu (er)tragen haben und die danach am heftigsten verlangen, so müssen wir beschämt zur Kenntnis nehmen, dass sich isolierende Bedingungen eines Lockdowns auf deren Lebens- und Bildungsbedingungen besonders belastend auswirken.

Stellvertretend für viele Eltern von Kindern mit hohem Unterstützungsbedarf schreibt Birte Müller in der Zeitschrift Menschen 2/2020:

„Der Umstand, dass Willi nicht versteht, weshalb wir nicht in den Wildpark können, nicht ins Kino und nicht U-Bahn fahren – ja nicht mal auf die Schaukel gehen können, machte Willi von Tag zu Tag wütender und verzweifelter. Wir hielten unseren Vorsatz, die Großeltern nicht zu besuchen, nur vier Tage durch! Ich fürchte, man kann das anderen, die keine engen Kontakte zu Menschen mit Behinderungen haben, gar nicht begreiflich machen, was der Wegfall ALLER außerhäuslichen Betreuungsmöglichkeiten für Familien wie die unsere bedeutet!“

WhatsApp-Nachrichten von Freunden, in denen sie erzählten, was für eine tolle Chance es doch für uns alle sei, mal ganz viel Zeit zu Hause zu verbringen, zeigen mir, wie wenig Ahnung sie von unserem Leben haben! Wir gehen doch ohnehin NIE ins Restaurant, bekommen kaum Besuch

und wir sitzen seit Jahren IMMER mit Willi viele Stunden am Tag und puzzeln und murmeln und spielen daneben mit Olivia Gesellschaftsspiele und basteln. Wir leben seit Jahren in sozialer Isolation!“ Vielfach beschrieben und diskutiert ist, dass die Bedingungen eines Lockdowns Bildungsbenachteiligungen vertiefen. Dies trifft im Regelfall Kinder und Jugendliche, die in Familien aufwachsen, die sozial benachteiligt sind und in krisenhaften Ausnahmezuständen aufgrund ihrer Lebensbedingungen nicht so flexibel reagieren können, um ihren Kindern einen entsprechenden sicheren Rahmen zu geben, um effektiv zuhause lernen zu können.

Vom 2. Lockdown gibt es aktuell erst Einschätzungen und Erfahrungsberichte (Standard: blog: Schulen im 2. Lockdown). Im Großen und Ganzen geben die Lehrpersonen aktuell an, sich nun besser auf Distance-Teaching einstellen zu können. Sie haben den Eindruck, ihre Schüler*innen besser zu erreichen bzw. wird die Möglichkeit für Schüler*innen, die Schule weiter zu besuchen, als hilfreich empfunden. In einer Studie der Universität Wien (Schober et al., 2020) zum Lernen unter Bedingungen von Corona im ersten Lockdown wurden Schüler*innen zwischen 10 und 19 Jahren befragt.

Erste Ergebnisse zeigen, dass das erfolgreiche Home-Learning von der Qualität der Instruktionen der Lehrpersonen, der technischen Ausstattung, der Unterstützung durch die Erziehungsberechtigten und der Selbstorganisation der Kinder und Jugendlichen abhängig ist. Etwa 7% der Befragten gaben an, größere Probleme

bei der Bewältigung der schulischen Anforderungen im Home-Learning zu haben. Diese Gruppe zeichnet sich auch durch niedriges Wohlbefinden und geringe Zuversicht aus. Betroffene Schüler*innen fühlen sich mit ihnen wichtigen Personen weniger verbunden und halten weniger Kontakt mit ihren Freund*innen. Beim Lernen haben sie insbesondere Schwierigkeiten, ihr Lernen selbstständig zu organisieren. Vergegenwärtigt man sich, dass es sich bei der befragten Gruppe um Schüler*innen der Sekundarstufe handelt, ist davon auszugehen, dass die Probleme bei der Gruppe der jüngeren Schüler*innen deutlich höher liegen müssen.

Noch deutlicher werden die Probleme im Distance-Learning erfolgreich zu sein, wenn es sich um Kinder und Jugendliche mit einer (komplexen) Beeinträchtigung handelt, also um Schüler*innen, die besondere Unterstützung, besondere Hilfen benötigen. Schüler*innen, die unter solchen Bedingungen leben und lernen, sind oft auf Nähe zu ihren Lehrpersonen angewiesen, um sich zu orientieren und um lernen zu können. Distance-Learning steht dazu selbstverständlich in einem Widerspruch, der kaum überwindbar ist. Diese Schüler*innen brauchen oft spezifische Kommunikationsangebote, um sich Inhalten und Aufgabenstellungen zuwenden zu können. Erziehungsberechtigte Personen haben Kommunikationsstrukturen mit ihren Kindern aufgebaut, die aber zumeist das alltägliche häusliche Leben betreffen.

Um sie zum Lernen zu motivieren und ihr Interesse aufrechtzuerhalten, brauchen sie möglicherweise konkrete Hinweise von Lehrpersonen, um ihren Kindern beim Lernen hilfreich assistieren zu können. Im Unterricht von Schüler*innen mit erhöhtem Förderbedarf werden Materialien verwendet, die gut an die Lernbedürfnisse der Kinder angepasst sind. Anders als schriftliche Arbeitsmaterialien lassen sich diese Unterrichtsmaterialien nicht so einfach in Form von Mails, Lernplattformen oder „Lernpaketen“ von der Schule ins Home-Schooling transportieren. Ohne diese Materialien, die Lerninhalte materialisieren und ein Handeln damit ermöglichen, fällt es Kindern und Jugendlichen schwer, sich Inhalte zu erschließen.

Wir sprechen auch von Kindern und Jugendlichen, die aufgrund ihrer körperlichen Beeinträchtigung oft nicht in der Lage sind, sich selbstständig handelnd und/oder spielerisch mit Objekten und Personen auseinanderzusetzen. Sie sind darauf angewiesen, dass sie Angebote – auch gegen Langeweile – zur Verfügung gestellt bekommen. Erziehungsberechtigte Personen sind neben Pflege und Bereitstellen von Lernangeboten auch dafür verantwortlich, ihren Kindern Abwechslung zu schaffen, Langeweile zu mildern und die isolierenden Bedingungen möglichst gering zu halten.

Anders als schriftliche Arbeitsmaterialien lassen sich diese Unterrichtsmaterialien nicht so einfach in Form von Mails, Lernplattformen oder „Lernpaketen“ von der Schule ins Home-Schooling transportieren.

Kinder und Jugendliche mit (komplexen) Behinderungen haben einen hohen Bedarf an pflegerischer Unterstützung, und sie sind oft auch körperlich krank. Sie gehören zur Gruppe von Menschen, die besonders vor einer Ansteckung zu schützen sind. Das zwingt Erwachsene dazu, Sicherheit und damit die Isolation zum Schutz ihrer Kinder so umfassend wie möglich zu gestalten. Schulische Bildungssituationen sind demnach hier schwieriger an den häuslichen Ort zu verlagern als unter anderen Lebensbedingungen. Im zweiten Lockdown versuchte man, diese Bedingungen abzumildern, indem man Sonderschulen, die die meisten der hier geschilderten Personengruppe aktuell besuchen, für den Schulbesuch offenhielt. Es wurde beabsichtigt, isolierende Bedingungen und die Überforderung erziehungsberechtigter Personen möglichst niedrig zu halten. Damit hat sich ein neues Dilemma eröffnet.

Zum einem unterstellt man Sonder-schulleiter*innen die Unfähigkeit, dies in Verantwortung für ihre Schule mit den Schüler*innen und Erziehungsberechtigten autonom – wie andere Schulen auch – regeln zu können. Zum anderen verabsäumte man, Lehrer*innen, die aus genannten Gründen teilweise in großer Nähe zu ihren Schüler*innen arbeiten, entsprechend zu schützen.

Das führte im Übrigen zu höchst diskriminierenden Äußerungen auf Onlineplattformen, wo aus Loyalität zu Lehrpersonen und deren Recht auf Schutz in der Arbeit, diese Schüler*innen als „beißend“, „spuckend“ und „kratzend“ und damit als Gefährdung für Lehrpersonen stigmatisiert wurden. Für junge Kinder oder Kinder und Jugendliche, für die die Qualität von Bildungsangeboten noch stark von der Beziehung zu Lehrpersonen abhängig ist, ist Distance-Learning keine Alternative. Dies bedingt selbstverständlich,

dass Lehrpersonen durch organisatorische und hygienische Maßnahmen entsprechend geschützt werden. Eine andere Gruppe von Kindern und Jugendlichen findet sich ebenfalls nicht explizit in den Statistiken über den Effekt von Home-Schooling Maßnahmen.

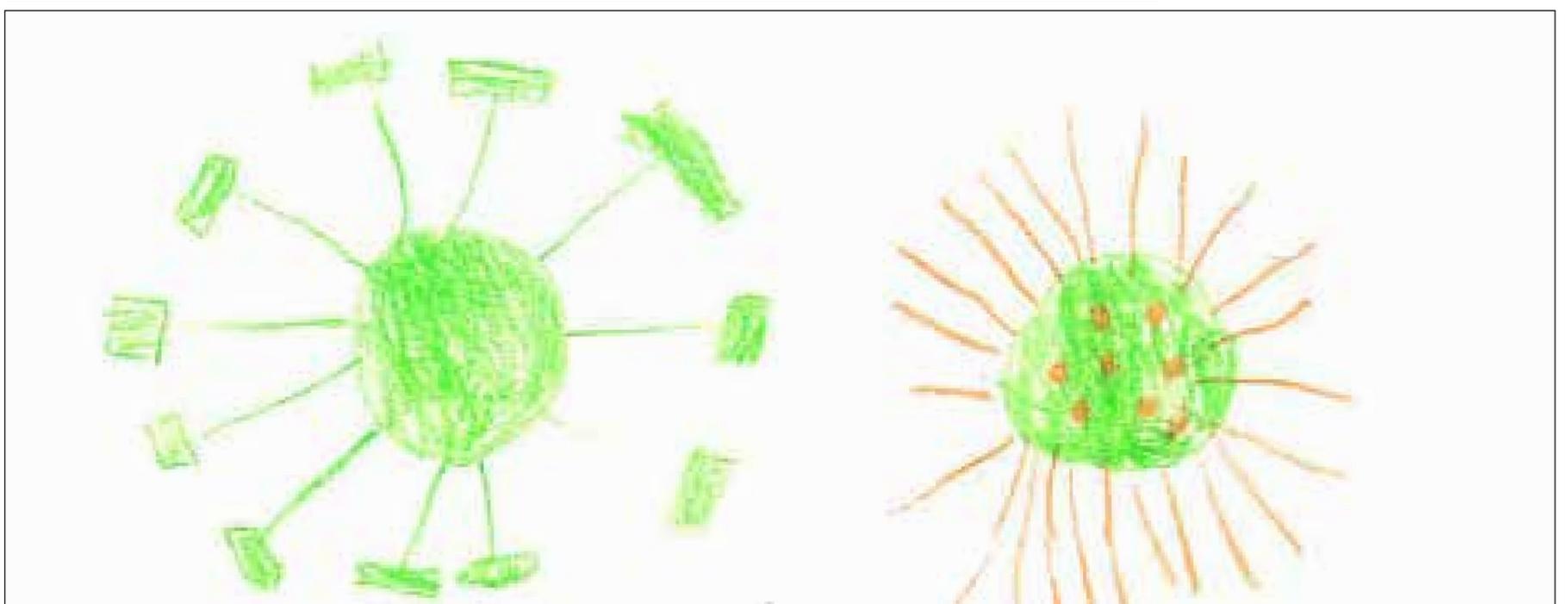
Das sind Kinder und Jugendliche, die in ihrer häuslichen Umgebung nicht den Schutz und die Stabilität bekommen können, derer sie bedürfen. Kinder und Jugendliche, die zuhause extrem instabilen oder bedrohlichen Bedingungen ausgesetzt sind, sind nicht in der Lage, sich soweit selbst zu stabilisieren, um offen für Lernen zu sein bzw. ihr Lernen selbst zu organisieren, auch wenn sie das entsprechende technische Equipment zur Verfügung hätten. Für diese Schüler*innen ist, im optimalen Fall, die Schule der einzige Ort, an dem sie Geborgenheit und Schutz erleben können. Home-Schooling und Distance-Learning ist keine

Alternative, weil „home“ kein Ort ist, an dem sie explorieren können und „distance“ dem Bedürfnis nach emotionalen Entwicklungsmöglichkeiten nicht entspricht. Es gibt (noch) keine Studien, die resümierend beschreiben, welche kreativen und engagierten Möglichkeiten manche Lehrpersonen ergriffen haben und ergreifen, um auch diese Kinder und Jugendlichen im Bildungsprozess nicht zu verlieren.

Darin liegt ein weiterer Forschungsbedarf, nicht nur um Unterstützungen durch Lehrpersonen in außergewöhnlichen Bildungssituationen nachzuvollziehen, sondern auch um zu verstehen, dass hohe Qualität von Bildungsangeboten von einem sicheren Ort, was die Schule im optimalen Fall sein kann, und dem professionellen Agieren von Lehrpersonen abhängig ist. Digitalisierung ist ein Mittel zum Zweck der Vermittlung von Bildungsinhalten, nicht der Zweck an sich. Dieses „Mittel“, das haben wir

aus den Studien bisher gelernt, muss an die Lernmöglichkeiten der unterschiedlichen Schüler*innen adaptiert werden, wie andere Unterrichtsmethoden ebenso. Josef Fragner formulierte es treffend im Editorial der Zeitschrift Menschen: „Mitgefühl, die urmenschliche Eigenschaft, verdorrt durch Distanz. Die Hand, die einem liebevoll über die Haare streicht, haben wir bald wieder bitter nötig.“

*Eva Prammer-Semmler, MA und Willi Prammer, MA lehren an der PHÖÖ mit Schwerpunkt in folgenden Bereichen: Inklusive Didaktik, Bildung für Schüler*innen mit erhöhtem Förderbedarf und emotional-sozialen Entwicklungsbedürfnissen, Professionalisierung von Lehrpersonen, Professionalisierungsforschung.*



Literatur

Schober, B., Lüftenegger, M., Spiel, C. (2020). Lernen unter COVID-19-Bedingungen - Erste Ergebnisse - Schüler*innen. Universität Wien und WWTF: Forschungsbericht. https://lernen-covid19.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/p_lernencovid19/Zwischenergebnisse_Schueler_innen.pdf

Der Standard: Blog:Schulen im zweiten Lockdown: Lehrerinnen und Lehrer berichten. Download unter: <https://www.derstandard.at/story/2000121948073/schulen-im-zweiten-lockdown-lehrerinnen-und-lehrer-berichten>.

Müller, B. (2020). Familienkrise in der Corona-Krise. Zeitschrift Menschen, 2/2020 <https://www.zeitschriftmenschen.at/>

Inklusives Yoga: Nachhaltige Praxis

Online-Yoga für Menschen mit körperlichen Einschränkungen

■ Wie barrierefreies Yoga in pandemischen Zeiten zu geistig/seelischer Resilienz und körperlichem Wohlbefinden verhelfen kann.



Foto: Centaura

Yoga schlendert seit zweieinhalb Jahrzehnten Hand in Hand mit mir durch das Leben – einer Zwillingschwester gleich. Die Praxis katapultierte mich in meinen Dreißigern kraftvoll von einem Ende der Matte zum anderen, hielt mich in den Vierzigern stolz und aufrecht in der „Kriegerinnen“-Pose, um meinen postoperativen Körper durch Entspannungshaltungen mit neuer Energie für die Fünfziger aufzuladen. Daher teile ich Yoga heute mit allen, die nachhaltig – das bedeutet, ihrem Körper entsprechend – Yoga üben wollen oder müssen.

Mit dem buddhistischen Philosophen Thich Nhat Hanh kultiviere ich die Praxis des mittleren Weges: „In order to sustain our practice, we need to know our physical and psychological limits and find a balance between effort and rest. We shouldn't force ourselves in the practice. The practice should be pleasant, joyful, nourishing and healing. The fourfold practice of Right Effort lies in the Middle Way between these two extremes.“ (Understanding Our Mind, 48)

Ich lade Übende – und insbesondere die, die sich mit Schmerzen beschäftigen – gerne ein, ihren Bewegungsradius nicht notwendig maximal auszuschöpfen oder gar stetig zu erweitern, sondern auch einmal die Hälfte dessen zu machen, was geht. So kultivieren wir das nicht-urteilende Denken, denn mittels Meditation können Yogi*nis ihre Vorstellungen wahrnehmen, ohne sich nahtlos mit ihnen zu identifizie-

ren. Ein gedanklicher Reflex wie „ich bin weniger gut, weil ich im Sitzen übe“ kann so von einer nagenden Realität zu einem (als solchem erkennbaren) Glaubenssatz werden, der am Rande des Bewusstseins vorbeizieht. Damit üben Meditierende, ihre Vorstellung von der Realität als Interpretationen zu erkennen, die nicht notwendig dem, was ist, entsprechen. So kann Yogapraxis der bunten Diversität körperlicher Fähigkeiten und den normalen Veränderungen, die das Lebensalter mit sich bringt, entgegenkommen.

Die Covid-19-Pandemie fordert uns alle heraus, uns laufend an Veränderungen körperlicher Gegebenheiten und Bewegungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum (Stichwort: Wechsel von Live-Yogakursen in Studios zu Online-Angeboten) anzupassen. Physische, psychische und psychophysische Verwundbarkeit sind nun, nach der fast ein Jahr andauernden Pandemie, für viele Menschen Realität. Barrierefreies Yoga, beispielsweise auf dem Stuhl oder auf der Couch, kann Yoga-Praktizierende auch in Zeiten besonderer Prekarität begleiten. Zusätzlich zu der geistig-seelischen Resilienz, die regelmäßige Meditation als Teil der Yogapraxis für viele Menschen bringt, ist das barrierefreie Yoga eine verlässliche Begleiterin in Zeiten wie diesen.

Wie geht das nun konkret? Bird Yoga – zu dem die Yogastunden zählen, die ich anbiete – ist von der eingangs erwähnten Zen-Buddhistischen Philosophie und von der Bewegungs-

wissenschaft informiert. Ich lade die Praktizierenden zur Aktivierung der myofaszialen Linien („core lines“ nach Thomas Meyers), die den Körpermeridianen in der Traditionellen Chinesischen Medizin entsprechen, ein. Ein verzweigtes Geflecht von Sehnen/Bändern/Faszien/Muskeln hält unsere Körper aufrecht und bewegt sie. Myofasziale Linien sind maßgebliche Transportwege von Dynamik/Bewegung; sie halten unsere Körper aufrecht und bewegen sie. Folgerichtig lehre ich nicht die Realisierung einer bestimmten Haltung (Asana im Yoga genannt), die bestimmte körperliche Fähigkeiten voraussetzt.

Hingegen schlage ich Körperausrichtungen und in diesen das Pulsieren mit dem je eigenen Atemrhythmus vor, wobei die*der Übende jeweils entscheiden kann, wie sanft oder kraftvoll sie*er sich bewegt. Stabilität nach unten durch hüftbreite Positionierung der Füße oder bewusste Verankerung der Sitzhocker auf dem Stuhl bei gleichzeitiger Aufrichtung der Wirbelsäule nach oben ist ein Ausgangsposition für viele Yogahaltungen (Tadasana/der Berg genannt). Von hier aus können

Übende die Handflächen aneinander pressen und die Brustwirbelsäule seitlich drehen. Ob die*der Übende dabei sitzt oder steht, ist nicht wichtig im inklusiven Yoga. Es ist möglich, im je eigenen Atemrhythmus zu pulsieren: mit der Einatmung zur Mitte zurückzukommen und mit der Ausatmung wieder seitlich zu drehen. Die myofaszialen Linien leiten durch die Aktivierung der Rumpfmuskeln in der Ausatmung den Rückstoß (rebound) der tragenden Fläche (Sitzfläche oder Boden) durch die Körperteile, die bewegt (gedreht im seitlichen Twist) werden. So entstehen Bewegung, Kraft, Durchblutung der Gelenke und Fluss der Lymphflüssigkeiten.

Da auch das Denken neuronale Verzweigungen neu ordnen kann, macht, wer eine Übung nicht mit Körperbewegungen ausführen kann, diese gedanklich mit. Das Denken und die bewusste Arbeit mit dem Atem (sowie die körperliche Bewegung) werden dabei gezielt gerichtet, so dass eine ganzheitliche Praxis entstehen kann, die über alle einzelnen Elemente (Körper/Geist/Seele) hinaus geht.



Foto: Centaura



Foto: Centaura

Die konzentrierte Wahrnehmung der je eigenen Körperempfindung ist der Moment, in dem Atem, Meditation und die Effekte der Bewegungen kulminieren. Sie ist es auch, die Yoga für mich zur spirituellen Praxis machen,

denn: "Spirituality concerns what is holistic – that is, a fully integrated approach to life" (*Spirituality*, 5). Ein umfassender Zugang zum Leben bedeutet für mich, inklusive Übungsräume für möglichst viele und im besten

Fall für all diejenigen zu kreieren, die Yoga üben wollen. In den Zeiten der Pandemie findet dies meist online statt, wodurch viele Personen, die sich in öffentlichen Räumen ausschließlich mit Assistenz bewegen können, einen erleichterten Zugang erhalten. Ich spreche Yoga-Übende als Expert*innen des eigenen Körpers an, weil alle, die mit mir barrierefreies Yoga üben, genau wissen, was ihrem Körper zuträglich ist (und was nicht).

Sensibilisierung der ganzheitlichen Körperwahrnehmung (oft auch Achtsamkeit oder *mindfulness* genannt) ist ein Ziel des barrierefreien Yogas, das ich unter dem Namen Bird Yoga anbiete. Meine Rolle ist es, Wege zu einer Schärfung des inneren Erlebens zu gestalten. Die Praxis als „mittlerer Weg“ ist nicht therapeutisch, sondern einfach Yoga, wiewohl körperliches Wohlbefinden, ein vergrößerter Bewegungsradius und seelisch/geistige Beruhigung oft Nebeneffekte der inklusiven Yoga-Praxis sind.

Dr.ⁱⁿ habil. Katharina Pewny,
Botschafterin für barrierefreies Yoga
(*Accessible Yoga Ambassador*) und

selbständige Yogalehrerin in Berlin
www.birdyoga-berlin.de. Für Kurse,
Workshops und Kongressyoga bin ich
unter katharina@birdyoga-berlin.de
erreichbar.

Literatur

Jivana Heyman: *Accessible Yoga. Poses and Practices for Every Body*. Boulder: Shambhala Publications 2019.

Thomas Meyers: *Anatomy trains. Myofasziale Leitbahnen (für Manual- und Bewegungstherapeuten)*. München: Urban & Fischer 2015.

Thich Nhat Hanh: *Understanding Our Mind*. Berkeley: Parallax 2006.

Richard Sheldrake: *Spirituality. A Very Short Introduction*. Oxford: Oxford University Press 2012.

Info:
www.birdyoga-berlin.de



Foto: Centaura

Home-Learning in der Kinder- und Jugendhilfe

Erkenntnisse aus der Coronakrise

■ Isabella Mühlgrabner und Peter Heidlmair über einen lösungsfokussierten Ansatz für bessere Lernerfolge von traumatisierten Kindern und Jugendlichen



Fotos: privat



Die Lebensraum Heidlmair GmbH betreut im Auftrag der Kinder- und Jugendhilfe in achtzehn sozialtherapeutischen Wohngruppen österreichweit Kinder und Jugendliche mit psychosozial belastend bis traumatisierend wirksamen familiären Lebensgeschichten. Eine Anzahl unserer Kinder und Jugendlichen konnte ihre schulische Leistungsfähigkeit aufgrund von Erfahrungen der Deprivation, Vernachlässigung oder körperlicher und/oder sexueller Gewalt nicht entsprechend entwickeln bzw. aufrechterhalten und scheint sich schwer oder gar nicht in das System Schule integrieren zu können.

Zu sehr waren ihr Körper und ihre Psyche dadurch gefordert, das physische und psychische Überleben zu sichern. Zu stark wirken innere und äußere soziale Stressoren auf sie ein, da sie über zu wenig adäquate Stressregulierungsmöglichkeiten verfügen. So empfinden die betroffenen Kinder und Jugendlichen vielleicht bereits die Fahrt zur Schule, das Betreten des Schulgebäudes oder geringste Anforderungen und Aufforderungen von Lehrpersonen als hoch belastend, da sie Reaktionen und Verhaltensweisen anderer Menschen häufig als Bedrohung missinterpretieren und ihre körperlichen Stresssysteme chronisch überaktiviert sind.

Die Idee zum vorliegenden Projekt „Home-Learning in der Kinder- und Jugendhilfe“ entstand konkret aus Erfahrungen in der Zeit der pandemiebedingten Schulschließung im Frühjahr 2020. In fast allen Wohngruppen beobachteten wir übereinstimmende Schilderungen von Sozialpädagog*innen und betreuten Kindern und Jugendlichen, wonach diese Zeit des Lockdowns entgegen den Erwartungen als

durchwegs positiv, entspannt(er) und gleichzeitig (schulisch) produktiv wahrgenommen wurde. Analog zur Bindungstheorie, welche unserer sozialtherapeutischen Arbeit zugrunde liegt, stellen wir folgende Hypothese in den Raum: In einer angst- und stressreduzierten Umgebung konnten diese Kinder und Jugendlichen freier explorieren, ihre kognitiven Kapazitäten besser ausschöpfen und ihren Lernstand entsprechend ausbauen. Deshalb soll bei diesem Projekt der Blick auf einzelne, schwer belastete und/oder traumatisierte Kinder und Jugendliche gerichtet werden. Wichtig ist uns zu erwähnen, dass dieses Projekt in jedem Fall das Ziel verfolgt, Kinder und Jugendliche zurück an die Schule zu führen und in das schulische System zu reintegrieren.

Wir wollen keine Konkurrenz zum Präsenzunterricht aufbauen, sondern Ideen generieren, wie die betreffenden Kinder und Jugendlichen bestmöglich auf ihren weiteren Bildungs- und Entwicklungsweg vorbereitet und auf diesem begleitet werden können, um ihre individuellen Potenziale zu nutzen und auszubauen. Das Projekt soll eine vorübergehende Alternative zum Präsenzunterricht in besonders belastenden Lebensphasen und/oder nach ausgedehnten Schulabsenzen ermöglichen.

Zwei Zielgruppen des Projekts Home-Learning in der Kinder- und Jugendhilfe

Grundsätzlich wollen wir mit dem Projekt Kinder und Jugendliche ansprechen, die infolge ihrer Entwicklungsfelder in sozialen und emotionalen Kompetenzbereichen kaum bis gar nicht in der Lage sind, am Unterricht teilzunehmen und sich in den

Klassenverband zu integrieren. Die betroffenen Kinder und Jugendlichen zeigen oft stark kontrollierendes, provozierendes und aggressives Verhalten, wodurch es im Schulalltag wiederholt zu Eskalationen kommt und eine positive Beziehungsgestaltung zur Lehrkraft kaum bis gar nicht möglich ist. Als zweite Zielgruppe betrachten wir Jugendliche, denen gegen Ende der Pflichtschulzeit eine Wiedereingliederung in das Regelschulsystem nicht gelingt oder die nach Erfüllung der Schulpflicht über keinen (positiven) Schulabschluss verfügen. Auch diese Jugendlichen wollen wir durch Maßnahmen beim Erreichen eines Schulabschlusses unterstützen.

Kinder- und Jugendhilfe, Bildungsdirektion, Schule und Lehrkräfte

Für die Ausgestaltung und Umsetzung des Projektes Home-Learning in der Kinder- und Jugendhilfe ist die Kooperation mit der Fachabteilung der Kinder- und Jugendhilfe, der Bildungsdirektion sowie die enge Zusammenarbeit mit den Schulen von großer Bedeutung. Uns leitet der Gedanke der Inklusion, wir wollen keine Exklusivität schaffen, sondern Kinder und Jugendliche mit besonderen Bedürfnissen wahrnehmen, unterstützen und fördern. Den Bildungsauftrag sehen wir klar in der Schule bei den Lehrer*innen.

Die Sozialpädagog*innen sollen nicht die Rolle der Lehrkräfte übernehmen, sondern die Kinder und Jugendlichen bei der Bearbeitung der Aufgaben unterstützen und motivieren. Für erfolgreiche Interventionen braucht es klare und (für alle Beteiligten) transparente Vereinbarungen hinsichtlich des weiteren Prozederes, eine enge Zusammenarbeit und Vernetzung mit der Schule, regelmäßige Zwischenbilanzierung und Evaluierung der individuellen Entwicklungsfortschritte des Kindes bzw. Jugendlichen.

Tragfähige Beziehung als Basis und Chance für Entwicklung

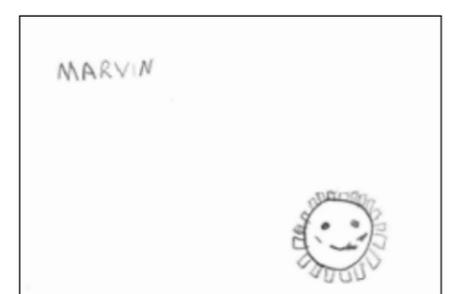
Um den Kindern und Jugendlichen eine gelingende Entwicklung zu ermöglichen, sehen wir es als unsere prioritäre sozialtherapeutische Aufgabe an, den Aufbau sicherer Bindungs-

erfahrungen zu ermöglichen und den uns anvertrauten Kindern und Jugendlichen tragfähige und vertrauensvolle Beziehungen als sichere Basis zu bieten. Aufbauend auf dieser Grundlage sollen sie sukzessive in ihrem Explorationsverhalten unterstützt und in ihren Lern- und Bildungsprozessen gefördert werden. Entscheidend für eine erfolgreiche Wiedereingliederung in die Schule ist zudem die schrittweise Übertragung der sicheren Bindung auf die Lehrkraft. Gleichzeitig gilt es auch in der Schule, den Kindern und Jugendlichen in der Beziehung zu ihren Lehrkräften sogenannte Diskontinuitäts Erfahrungen im Sinne der verinnerlichten Bindungserwartungen zu vermitteln und die Entwicklung sicherer Arbeitsmodelle von Bindung zu fördern.

Das Kernstück unserer Arbeit ist die spezifische Qualifizierung von Sozialpädagog*innen und Lehrer*innen im Kontext bindungstheoretischer Kompetenz. Der Hochschullehrgang „akademische*r, pädagogische*r Sozialtherapeut*in“ (<https://ph-ooe.at/bildungbindet-2019.html>) ist ein wesentlicher Prädiktor, um sichere Bindungserfahrungen im Sinne der uns anvertrauten Kinder und Jugendlichen zu ermöglichen. Es ist uns bewusst, dass das beschriebene Vorhaben ambitioniert ist, wir mit Widerstand rechnen und vor allem fachliche Überzeugungsarbeit leisten müssen, um dem Projekt eine Chance zu geben. Deshalb schließen wir mit einem Ausspruch von Viktor Frankl: „Auch wenn wir nicht das Beste erreichen werden, wir müssen es anstreben, damit wenigstens etwas halbwegs Gutes herauskommt!“

Mag.^a Isabella Mühlgrabner ist klinische Psychologin und Gesundheitspsychologin.

Peter Heidlmair MBA MBA MSc MSc ist geschäftsführender Gesellschafter der Lebensraum Heidlmair GmbH.



Buddy 4 YOU

Lehramtsstudierende unterstützen Kinder beim „Home-Learning.“

■ In den beiden Lockdowns der Coronapandemie zeigten mehr als 100 Lehramtsstudierende soziales Engagement, indem sie Kinder beim „Home-Learning“ betreuten.



Der erste Corona-Lockdown im März 2020 erschütterte das Schulsystem in seinen Grundmauern. Von einem Tag auf den anderen wurde in allen Schulen Österreichs „Home-Learning“ zur Realität, zumindest stellte man sich das so vor. In der praktischen Umsetzung zeigte sich vor allem eines: „Home-schooling“ ist für viele Betroffene eine große Herausforderung. Partizipation und soziale Gleichheit in der Schule waren zwar bis dahin noch nicht realisierte Wunschvorstellungen, mit dem Lockdown wurden sie sichtbar und akute Problemfelder, ohne Möglichkeit zur Leugnung.

Bereits die ersten Wochen „Home-schooling“ (im März 2020) machten sichtbar, dass nicht alle Schüler*innen ausreichend am Lernen partizipieren konnten. Ob ein Lernen zu Hause überhaupt stattfinden konnte, war nämlich nicht nur von den Arbeitsaufträgen der Lehrkraft, den räumlichen Bedingungen oder der technischen Ausstattung zu Hause abhängig, sondern nicht geringer vom zwischenmenschlichen Zuspruch, der Vorbildwirkung bzw. dem Einsatz des sozialen Umfeldes im eigenen Haushalt. Bei vielen Schüler*innen waren diese Bedingungen für „Homeschooling“ nicht erfüllt.

Dieser Umstand ließ uns vermuten, dass die Verlagerung des schulischen Lernens in die eigenen vier Wände soziale Ungleichheit in der Bildung begünstigt bzw. die in der Schule bereits sichtbare Ungleichheit noch verstärkte. Die alleinige Forderung nach gratis Laptops für alle Schüler*innen griff demnach zu kurz, da damit lediglich suggeriert wurde, dass Kinder beim Lernen zuhause ausschließlich die geeignete technische Ausstattung brauchen. Für nicht wenige Schüler*innen birgt also „Homeschooling“ ein großes Risiko, sie distanzieren sich von Schule. Sei es, weil es Eltern aus diversen



Gründen nicht möglich ist, ihre Kinder bei der Bewältigung der neuen Situation zu unterstützen, oder auch einfach nur, weil viele Kinder keinen Zugang zu digitalen Medien haben. Dies kann dazu führen, dass sich diese Schüler*innen ausgeschlossen fühlen, frustriert und infolge demotiviert sind. Dieses Distanzverhalten wirkt nachhaltig negativ auf die Schulbiografie, die in der Primarstufe gerade erst begonnen wird. Die Suche nach einer umfassenden Unterstützung für betroffene Kinder veranlasste uns dazu, eine Initiative zu starten.

1. Buddy 4 YOU – Wir für Ihr Kind



Das Zentrum für innovative Lehr- und Lernkulturen der PH-OÖ entwickelte daher gemeinsam mit dem National Center of Competence (NCoC) für psychosoziale Gesundheit ein Buddy 4 YOU-Programm, mit dem vorrangigen Ziel, Kinder beim „Homeschooling“ zu betreuen, welche aus unterschiedlichsten Gründen eine zusätzliche Unterstützung benötigten, um schulisch mithalten bzw. dabei bleiben zu können. Bereits in den ersten Tagen meldeten sich mehr als 100 Lehramtsstudierende, um als Buddy am Projekt teilnehmen zu können. Ebenso viele Kinder wurden infolge rasch und unbürokratisch von den Buddies betreut.

Dabei wurden jedem Buddy ein bis zwei Schüler*innen (vorwiegend aus der Primarstufe) zugeteilt, welche online oder mit dem Smartphone beim „Homeschooling“ unterstützt wurden. Auch mit den jeweiligen Klassenlehrer*innen nahmen die Buddies Kontakt auf. Darüber hinaus zeigten viele

Studierende großes soziales Engagement, was sich beispielsweise im Organisieren und Vermitteln von gratis Smartphones widerspiegelte. Während des gesamten Projektverlaufes wurden die teilnehmenden Studierenden von Lehrenden der Hochschule freiwillig betreut. Der formale Rahmen wurde über ein eigens dafür eingerichtetes Wahlfach geschaffen. Via Videotelefonie gab es eine Einführung in zentrale Elemente des Projektes und wichtige Hinweise zur Umsetzung. Auch eine Fallberatung wurde in Kleingruppen für alle Buddies wöchentlich angeboten.

Das Projekt war in jedem Fall eine Win-win Situation:

- Die mitwirkenden Studierenden und angehenden Lehrer*innen bekamen einen Einblick in kindliche Lebenswelten, der ihnen in dieser Ausprägung sonst verwehrt geblieben wäre.
- Die betreuten Kinder machten die Erfahrung, dass sie nicht zurückgelassen werden und auf ihre Bedürfnisse reagiert wird.

Der schnelle Start und die erfolgreiche Umsetzung führte dazu, dass Buddy 4 YOU als Vorzeigeprojekt auf der ministeriellen Plattform #weiterlernen aufgenommen wurde.

2. Buddy 4 YOU – Students 4 Teacher



Im Unterschied zum ersten Lockdown wurden im Buddy 4 YOU 2.0 (Lockdown im November 2020) direkt die Klassenlehrer*innen angesprochen. Sie sind die Expert*innen für ihre Klassen und konnten daher Kinder, die von diesem Projekt profitieren, gut auswählen. Zudem war bekannt, dass die Situation an den Schulen für viele Lehrer*innen äußerst belastend war, da „Homeschooling“ und Präsenzzeiten in den Schulen nebeneinander organisiert werden mussten. Dazu kam es im Schulwesen zu eklatanten Engpässen beim Lehrpersonal. Das Projekt wurde also dahingehend konzipiert, dass nun Lehrer*innen auch personell

unterstützt wurden, vor allem dort, wo es Einzelbetreuung brauchte. Im Unterschied zum ersten Buddy 4 YOU Projekt konnten die Studierenden neben dem Wahlfach – auch über die Schulpraxis am Projekt teilnehmen. Kriterien für die Tätigkeit der Buddies wurden aus den oben angeführten Problemfeldern abgeleitet:

- Durch Wertschätzung und Zuspriechung soll eine lernförderliche Beziehung zum Kind aufgebaut werden.
- Wohlwollender sozialer Kontakt soll die Motivation für die Aufgaben der Schule stärken.
- Hilfestellungen beim Strukturieren der Arbeitsaufgaben für die Schule geben (z. B. bis wann mache ich welche Aufgabe?).
- Durch methodische und didaktische Aufbereitung werden Lerninhalte besser verständlich gemacht.
- Die Lebenslust der Kinder sollte auch in dieser Zeit erhalten bleiben. Dazu braucht es neben den schulischen Aufgaben ausreichend Zeit für Entspannung, Spiel und Spaß.
- Die Abstimmung mit dem*der jeweiligen Klassenlehrer*in gilt als notwendig und Erfolgsgarant.

Wirksam sein

Dieses Projekt veranschaulichte auf beeindruckende Art und Weise, dass sich Menschen gerade in schwierigen Zeiten selbstbestimmt und wirksam fühlen möchten. Nur so lässt sich erklären, warum sich so viele Studierende bereits in den ersten Stunden des Projektes freiwillig meldeten. Neben den Studierenden, welche sich mit großem sozialen Engagement auszeichneten, sei auch Karl Sibelius (NCoC), Margit Steiner (IL Primarstufe), Katharina Soukup-Altrichter (Vizektorin) und Melitta Stütz (Sekretariat) für ihre schnelle und unbürokratische Hilfe bei der Umsetzung gedankt.

Dr.ⁱⁿ Christine Plaimauer ist Professorin für Pädagogische Soziologie.

Stephan Stumpner, MEd. ist Professor für Schulpraktische Studien und Fachdidaktik in Bewegung und Sport. Beide sind tätig im Zentrum für Innovative Lehr- und Lernkulturen der PH OÖ.

Schule im Stresstest

Online-Unterricht ist mehr als kein Präsenzunterricht.

■ Der Online-Unterricht zwingt uns einmal mehr in die Notwendigkeit, die Bildungsgerechtigkeit in der Schule sozialkritisch zu betrachten.

Vor zirka einem Jahr hat sich niemand mit dem Gedanken befasst, wie man Schule ohne physische Präsenz „inszenieren“ könnte. Das Wort Online-Unterricht kannte man maximal von Fernstudien, für Menschen, die keine Zeit haben, regelmäßig wohin zu fahren, um dort zu fixen Zeiten Unterricht/Lehre zu „konsumieren“. 2020 kam dann das „Unterrichten auf Knopfdruck“ doch sehr plötzlich, unerwartet und unvorbereitet, aber man tat so, als ob das nur mal eben so eine „Umstellung“, eine kurze Unterbrechung vom Gewohnten, eine temporäre Erscheinung ist, aber sicherlich keine völlige Neuorientierung, die alle epistemologischen Überzeugungen mit einem Wisch aus dem Diskurs wirft.

Die Lehrkraft, die Kinder und die Eltern müssten sich nur „etwas“ umstellen, so der Tenor. Das Bewusstsein, dass für manche Kinder der Lockdown auch das Ende von Schule, eine Unterbrechung in der Bildungsbiografie darstellte und hier vor allem die Volksschule betroffen sein würde, führte dazu, dass das Projekt Buddy 4 YOU von der PH-OÖ initiiert wurde (Näheres dazu im gleichnamigen Artikel in diesem Heft). Nichtsdestotrotz wurde in der breiten Öffentlichkeit über Effekte und Auswirkungen von „Homeschooling“ in unserer Gesellschaft eher geschwiegen und wenn man irgendwo über Online-Unterricht las, sah man nicht selten ähnliche oder auch homogen wirkende Bilder:

Das Mittelschickskind im Teenageralter im Designerzimmer mit einem Apple PC, zufrieden und entspannt am Bett liegend beim Lernen, wie schön! Warum nicht: Ein Kind mit

ersichtlichem Migrationshintergrund, alleine, die alleinerziehende Mutter in der Arbeit, 7 Jahre alt, mit zwei kleineren Geschwistern im selben Zimmer, kein PC, kein Smartphone und auch kein Internet. Wer vorher schon marginalisiert war, flog nun endgültig hinaus. Der Zugang zu höherer Bildung ist mit weiteren Hürden belegt. Die Tatsache, dass gerade in Österreich „Bildung vererbbar ist“, verstärkte sich mit dem Lockdown drastisch, denn die sozioökonomischen Bedingungen entscheiden nun noch mehr über den Bildungserfolg.

Kinder ohne PC, Smartphone oder Internet und/oder ohne Eltern, die die Aufgaben betreuen und strukturieren, die nicht in Kontakt mit der Lehrperson stehen oder bei irgendwelchen Zoom-Konferenzen mit dabei sind: ... weg. Im Herbst verteilte man dann wieder Schulbücher, obwohl man wusste, dass es zu weiteren Schulschließungen kommen würde und es bald eher einen PC und Internet brauchte als sonst etwas. Diskussionen, dass das Internet als Voraussetzung für schulpflichtige Kinder nun kostenfrei sein sollte, wurden im Keim erstickt.

Kann man denn überhaupt noch von freiem Zugang zu Bildung reden, wenn es dafür ein kostenpflichtiges Internet und technisches Equipment braucht und diese Dinge von der Finanzkraft der Eltern abhängen? Schon nach dem ersten Lockdown klagten viele Lehrer*innen, dass manche Kinder müde und unstrukturiert sind, dass sie vieles, was sie vorher schon konnten, wieder verlernten und insgesamt schwer zu motivieren waren. Erst in einigen Jahren werden wir tatsächlich wissen, wenn es evidenzbasierte Ana-

lysen über 2020 hinsichtlich Schulbiografien geben wird, ob der Lockdown bloß eine vorübergehende Umstellung ohne langfristige Wirkung war oder eine unter Umständen schwerwiegende Unterbrechung. Es liegt die Vermutung nahe, dass vor allem Effekte bei den Erst- und Zweitklässlern, also bei Kindern, die 2020 am Anfang ihrer Bildungsbiografie standen, bemerkbar sein werden.

Aber nicht nur für betroffene Kinder, sondern auch für Lehrer*innen bedeutet diese Zeit nicht bloß eine Umstellung. Wissend, dass soziale Eingebundenheit und Beobachtungsmöglichkeiten wesentliche Kriterien für Motivation und Lernerfolg darstellen, mussten sie vor allem in der Volksschule darauf vertrauen, dass die Eltern ihr verlängerter Arm waren. Für diese Form des Unterrichts wurden sie in ihrer Ausbildung kaum vorbereitet. Viele sind beim „Homeschooling“ von ihrem eigentlichen Berufsbild meilenweit entfernt. Sie mussten in den Klassen Abstand halten, auch dann, wenn es Nähe gebraucht hätte.

Nicht mehr die pädagogischen Grundhaltungen und Überzeugungen wurden in den Konferenzräumen diskutiert, sondern die Haltung zu Corona und wer sich wann und wie und warum nicht an die Hygienebestimmungen hielt, das spaltete den Lehrkörper. Ein gewisses Denunziantentum breitete sich da und dort schleichend aus, ebenso bei den Schüler*innen, generiert von der Angst, die durch Fallzahlen und immer neue Bestimmungen genährt wurde. Kinder kamen unter Generalverdacht, vermissten ihre Großeltern, die Schullast hielt sie aber von Kontakten ab. Die allgemeine Verunsiche-

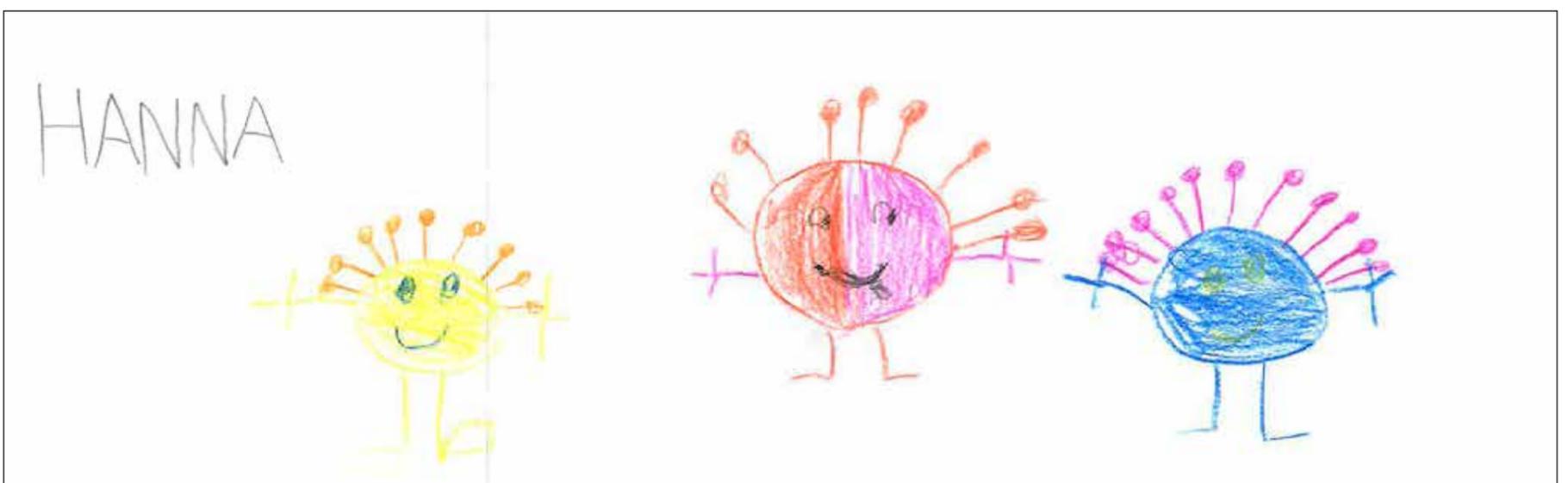
rung und Angst vor Ansteckung oder auch das Verschulden einer solchen hatte auch das Miteinander, das soziale Gefüge in den Klassenzimmern und im Kollegium verändert. Auch in diesem Punkt sollten Lehrer*innen, neben diversen Tutorials für Online-Unterricht, unterstützt und auch fortgebildet werden.

Alle diese Phänomene sind im Prinzip bekannt und werden in einschlägigen Kreisen heftigst und intensiv diskutiert. Wesentlich wäre es, vor allem im Bildungssystem Maßnahmen zu setzen, welche eine Spaltung der Gesellschaft verhindern und gefährdeten Kindern Perspektiven bieten. Dazu braucht es neben den ministeriellen Arbeitsgruppen zur Digitalisierung auch Überlegungen, wie Bildung für ALLE oder ein soziales Miteinander in der Schule wieder besser funktionieren können.

Neben dem gegenwärtigen Versuch, möglichst viele Bildungsangebote digital zu gestalten, braucht es wieder einmal mehr Initiativen für eine „gerechte“ Bildung, welche den Blick in die Zukunft gerichtet haben, nicht nur im Hier und Jetzt. Und wenn schon Online-Unterricht, dann zu fairen Bedingungen!

Mag.^a Dr.ⁱⁿ Christine Plaimauer ist Professorin für Pädagogische Soziologie.

Stephan Stumpner, MEd. ist Professor für Schulpraktische Studien und Fachdidaktik in Bewegung und Sport. Beide sind tätig im Zentrum für Innovative Lehr- und Lernkulturen der PH OÖ.



„Wir befinden uns tatsächlich in einer schwierigen Situation...“

Entscheidungsfindung zwischen Ermöglichung und Restriktion

■ Die Vizerektorin für Forschung und Lehre der PH OÖ Katharina Soukup-Altrichter im Gespräch mit Stephan Hametner



Foto: J. Philipp

SH: Welchen Herausforderungen bist du als Vizerektorin für Forschung und Lehre durch die Corona-Pandemie ausgesetzt?

KSA: Ich muss laufend die Situation und die sich ändernden Rahmenbedingungen beobachten und Entscheidungen treffen, unter welchen Bedingungen und mit welchen Sicherheitsmaßnahmen Studieren an der Hochschule möglich ist. Dabei gilt es alles zu tun, um die Gesundheit der Lehrenden und Studierenden nicht zu gefährden und gleichzeitig den Studierenden zu ermöglichen, möglichst ohne Studienzeitverzögerungen zu einem Studienabschluss kommen, der auch qualitativ dem entspricht, was in unseren Curricula steht.

SH: In einer Zeit der Pandemie sind alle, die an der PH OÖ zu tun haben, mit mehr Vorschriften und Handlungsanweisungen konfrontiert. Das ist einerseits nachvollziehbar, aber birgt es nicht auch die Gefahr, dass sich eine stark hierarchische Steuerung an der gesamten Hochschule etabliert?

KSA: Wir befinden uns tatsächlich in einer schwierigen Situation, die es so zu gestalten gilt, dass Partizipation auf verschiedenen Ebenen gewährleistet bleibt. Homeoffice und Distance Learning legen Einweg-Kommunikation nahe, in der eine Person redet, erzählt, informiert, das ist oft am einfachsten umsetzbar. Bei drei bis vier Personen funktioniert ein Diskurs noch ganz gut, bei einer größeren Zahl von Personen wird das immer schwieriger. Es gilt unter diesen neuen, noch nicht

routinisierten Kommunikationsumständen ganz neue Kompetenzen zu entwickeln. Dies betrifft die Lehre genauso wie die Arbeit in Gremien. In der ersten Zeit haben wir einige Gremien nicht einberufen, da wir nicht genau wussten, wie wir das gestalten sollten. Auf der anderen Seite wird von uns, der Führung, erwartet, dass wir ganz schnell sagen, was in prekären Situationen zu tun ist.

Wir müssen Richtlinien ausgeben, die relativ einfach, klar und einhaltbar sind. Dies ruft auch jene auf den Plan, die generell vor einer drohenden Entmündigung warnen. Ich bin an und für sich von meinem Führungsstil her geneigt, verschiedene Möglichkeiten zu eröffnen. Wenn aber die Unsicherheit zu groß ist, braucht es einige klare und nachvollziehbare Regelungen.

Der Betonung von Verschiedenheit und Offenheit – ein Stil, den ich bis dato an der Hochschule gepflegt habe – kommen diese Rahmenbedingungen nicht entgegen. Was die Lehre betrifft, so sehe ich schon auch die Gefahr, dass die Situation es Studierenden leichter macht, sich zu entziehen.

SH: Stichwort Vor- und Nachteile von digitaler Lehre: Wie denkst du über Ängste von Lehrenden, durch die zunehmende Digitalisierung wegrationalisiert zu werden?

KSA: Bislang erlebe ich, dass digitale Formate eher mehr Zeit seitens der Lehrenden brauchen als weniger. Eine gute Betreuung der Studierenden ist sehr zeitintensiv. Ich halte die ange deuteten Ängste für eine pessimistische Fantasie, die sich nicht bewahren wird.

Wir werden Lernprozesse nie ohne die dahinterstehenden Lehrpersonen organisieren können, auch wenn Lehr- und Lernprozesse medial anders inszeniert werden, braucht es inhaltliche und didaktische Fachleute. Man wird vermutlich Vorlesungen aufzeichnen und mehrfach verwenden können.

Dafür braucht es aber im Gegenzug auch engere Feedback-Schleifen. Intensives und personalisiertes Feedback für jeden Studierenden ist mit sehr viel mehr Arbeit verbunden. Des Weiteren

glaube ich, dass es Lehrveranstaltungen gibt, die gut auf digitale Lehre umstellbar sind, bei anderen geht das nicht. Gerade unsere Aufgaben in der professionellen Qualifizierung von Lehrpersonen und in den Pädagogisch Praktischen Phasen erfordern auch Beziehungsaufnahme und Real-life-Kontakt.

Distance education bietet, wie wir jetzt sehen, viele Möglichkeiten für spezielle Anforderungssituationen, aber eine reine Fernhochschule ist für mich kein wünschenswertes Zukunftsszenario.

Die kommunikativen Möglichkeiten des direkten Kontakts, das Miteinander-Diskutieren, das Verhandeln und Streiten, einfach eine dichte Dynamik von Kommunikation, ist für mich über digitale Medien nicht herstellbar. Ich bemerke durch die digitale Kommunikation eine starke Versachlichung, Abarbeitung von Themen möglichst zeitökonomisch.

Dadurch geht der emotionale Austausch und die Erfahrung von sozialer Beziehung ein Stück weit verloren. Die Lockdown-Phasen führen auch stark zu Isolation und Vereinzelung. Das Flair einer Hochschule, und da denke ich insbesondere an unsere Studierenden, besteht auch darin, miteinander zu tratschen, „abzuhängen“, einander kennenzulernen, miteinander zu essen, zu feiern und einander näher zu kommen – alles Qualitäten, die man in einem Fernstudium nicht so gut erleben kann.

Darüber hinaus ist es wichtig, auch in der digitalen Lehre den Kontakt zu den Studierenden so intensiv wie möglich zu gestalten, z. B. durch digitale Lehrveranstaltungen in Präsenz, angemessene Reaktionszeiten auf E-Mails etc.

SH: Gesellschaftlich scheint eine Spaltung in Personengruppen stattgefunden zu haben, die den Ernst der Pandemie herunterspielen, ja, sogar als Verschwörung konstruieren, während sich demokratisch gewählte Entscheidungsträger auf Werte wie Evidenz und Faktizität berufen, um bisher nicht dagewesene Beschränkungen zu begründen. Wie beurteilst

du in dieser Hinsicht den gesellschaftlichen Stellenwert von Wissenschaft?

KSA: Hochschulen stehen – so auch die PH OÖ – auf den Grundfesten der Aufklärung und damit auf einer Basis von Sachlichkeit und Faktizität. Ein wesentlicher Punkt ist aber, wissenschaftliche Erkenntnisse nicht mit Handlungsanleitungen zu verwechseln. Die Rolle der Wissenschaft kann nur sein, Grundlagen für Entscheidungen anzubieten. Auf dieser Basis von Wissen kann weiteres Handeln geplant werden. Dabei kommt der Datenqualität eine hohe Bedeutung zu. Ein weiterer wichtiger Punkt sind exakte Formulierungen:

Wer ist mit oder an Corona gestorben beispielsweise? Und es ist wichtig, eine genaue Abgrenzung zu treffen zwischen: Wozu wissen wir etwas und wozu wissen wir nichts? Das ist jene Grauzone, die die Protagonisten von Fake-News ausnutzen.

SH: Trägt es nicht auch zur Verunsicherung bei, wenn Gesundheitsexpert*innen verschiedene Meinungen zur Bewältigung der Pandemie kundtun? Braucht es so etwas wie ein Wissenschaftscontrolling?

KSA: Im Sinne einer zentralen Kontrollstelle nicht, aber natürlich braucht es auch in der Wissenschaft Qualitäts-sicherungsmaßnahmen. Wissenschaft ist dazu da, gut begründete Entscheidungsgrundlagen anzubieten und diese transparent, klar verständlich und mit hohem Verantwortungsgefühl darzulegen. Auf dem Weg dahin gibt es aber immer unterschiedliche Interpretationen, die geäußert werden müssen, damit sie überprüft werden können: Wissenschaft bedeutet eben auch, sich einem Diskurs stellen.

Dr.ⁱⁿ Katharina Soukup-Altrichter ist Vizerektorin für Forschung und Lehre an der PH OÖ.

MMag. Dr. Stephan Hametner ist Hochschulprofessor für Fachdidaktik Allgemeine Musikpädagogik an der PH OÖ sowie Psychotherapeut, Supervisor und Coach in freier Praxis in Linz.

Grundrechte in Zeiten von Corona

■ Sind die im Zuge der Pandemiebekämpfung vorgenommenen Einschränkungen der bildungsrelevanten Grundrechte aus verfassungsrechtlicher Sicht gedeckt?



Foto: J. Philipp

Die „dramatische“ Einschränkung verfassungsrechtlicher Grund- und Freiheitsrechte wegen der Pandemie „war und ist eine Zumutung. Eine notwendige Zumutung, leider“, stellte Van der Bellen im Rahmen des Festaktes anlässlich 100 Jahre Bundes-Verfassungsgesetz fest.

Grundrechte schützen uns vor Eingriffen durch den Staat, sie schützen unsere Privatsphäre, unsere persönliche Freiheit, unsere körperliche Unversehrtheit. Daran sieht man auch das Dilemma. Ein Grundrecht steht nicht absolut zu, Einschränkungen erfährt es durch andere Grundrechte. Ist das Recht auf Leben in Gefahr, bedarf es Einschränkungen anderer Grundrechte.

So geschehen in Corona-Zeiten: Wir unterwerfen uns Ausgangsbeschränkungen, Unternehmen werden in ihrer Erwerbsfreiheit beschränkt, Kunstschaffende werden ihrer Möglichkeiten der Aufführung beraubt. Und Studierende sowie Schüler*innen erleben Lehre und Unterricht in den letzten Wochen oft nur mehr in Distanz.

Grundrechtseingriffe im Allgemeinen sind keine reinen Abwehrrechte gegen Eingriffe des Staates. Der Staat selbst kann auch gefordert sein zu handeln, um ein Grundrecht zu schützen. So besagt Art. 2 Abs. 1 Europäische Menschenrechtskonvention: „Das Recht jedes Menschen auf das Leben wird gesetzlich geschützt.“ Somit ist in Zeiten einer Pandemie das Handeln des Staates gefordert. Eine Sicherung des Lebens gelingt aber in Fällen von Pandemien nur durch Beschränkungen anderer Grundrechte. Eingriffe sind somit zulässig, aber nur unter Be-

achtung des Grundsatzes der Verhältnismäßigkeit. Dass dies nicht immer gelingt, beweisen bereits Erkenntnisse des Verfassungsgerichtshofes, der Verordnungen als verfassungswidrig aufgehoben hat. Doch wenden wir uns im Speziellen dem Bildungsbereich zu mit Homeschooling und Distance Learning. Art. 2 des 1. Zusatzprotokolls zur Europäischen Menschenrechtskonvention legt fest: „Das Recht auf Bildung darf niemandem verwehrt werden.“ Doch was bedeutet dieses in jüngster Zeit des Öfteren zitierte Recht auf Bildung? Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat in einem Erkenntnis (belgischer Sprachenfall, 1968) dieses Recht definiert.

Dabei geht es darum, „den unter der Hoheitsgewalt der Vertragsstaaten stehenden Personen das Recht zu garantieren, sich grundsätzlich der zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Bildungseinrichtungen zu bedienen. Hinsichtlich des Umfangs dieser Einrichtungen und der Art und Weise, sie zu gestalten oder zu subventionieren, begründet die Konvention keine bestimmten Verpflichtungen.“ Des Weiteren wird ausgeführt, dass dieses Recht seiner Natur nach eine Regelung durch den Staat verlangt, wobei sich diese Regelung je nach Zeit und Ort, den Bedürfnissen und Mitteln der Gemeinschaft und der Einzelpersonen entsprechend ändern kann.

Und nun in Zeiten der Pandemie wurden und werden Schulen und Hochschulen geschlossen. Werden Studierende und Schüler*innen ihres Rechtes beraubt, sich der bestehenden Bildungseinrichtungen zu bedienen? Die gesetzlichen Eingriffe in das Bildungswesen erfolgen durch zahlreiche Covid-19 Gesetze und durch Verordnungen des BMBWF, sowohl im schulischen als auch im hochschulischen Bereich, da diese Bildungseinrichtungen vom Anwendungsbereich der diversen Maßnahmenverordnungen des Bundesministers für Gesundheit ausgenommen sind.

Im hochschulischen Bereich relevant ist in diesem Bereich das Covid-19-Hochschulgesetz, das im Wesentlichen jene Punkte festlegt, die der Bundesminister für Bildung, Wissenschaft und Forschung durch Verordnung näher regeln kann. Auf Grundlage dieses Gesetzes wurde sodann die COVID-19-Universitäts- und Hochschulverordnung (C-UHV), die CO-

VID-19 Aufnahmeverordnung sowie die COVID-19-Studienförderungsverordnung erlassen. In der C-UHV geht es etwa um Sondervorschriften betreffend Fristen, Einteilung des Studienjahres, Beurlaubung, aber auch um die Durchführung von Prüfungen auf elektronischem Weg. Darüber hinaus werden wiederum die Rektorate der postsekundären Bildungseinrichtungen ermächtigt, für den jeweiligen Standort entsprechende Rechtsgrundlagen für die konkrete Durchführung der Studien unter Covid-19 zu schaffen.

Und hier schließt sich wieder der Kreis zum Recht auf Bildung. Dieses bleibt zwar bestehen, es findet Lehre statt. Aufgrund der derzeitigen Gesundheitslage bedarf es jedoch Änderungen im hochschulischen Lehrbetrieb, der nunmehr, je nach aktueller Lockdown-Lage, mehr oder weniger Präsenz und daher mehr oder weniger distance learning aufweist. Diese Autonomie stellt jedoch die postsekundären Bildungseinrichtungen vor das Dilemma: Einerseits müssen die Rektorate den Schutz der Hochschulangehörigen und Studierenden vor Augen haben, andererseits benötigt ein Studium besonders zu Beginn des Semesters einen halbwegs geregelten Hochschulbetrieb, vor allem für Erstsemestrigende, um Abläufe, Lehrende sowie Studienkolleg*innen kennen zu lernen.

Im Falle der Einschränkung der Lehre könnte hier noch Art. 17 Staatsgrundgesetz über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger von 1867 interessant erscheinen: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.“ Dieses Recht, als Sonderform des Grundrechts auf Freiheit der Meinungsäußerung, umfasst das Recht der unbehinderten Lehre der Wissenschaft, wie der Verfassungsgerichtshof feststellt.

Weiters hält dieser fest, dass jede*r, die*der wissenschaftlich forscht oder lehrt, vom Staat keinen spezifischen, intentional auf die Einengung dieser Freiheit gerichteten Beschränkungen unterworfen werden darf. Eingriffe in die Freiheit der Wissenschaft sind allerdings dann zulässig, wenn sie zum Schutz eines anderen Rechtsgutes erforderlich und verhältnismäßig sind, womit eine Abwägung zwischen der Freiheit der Wissenschaft und dem durch den Eingriff geschützten Rechtsgut erforderlich ist. Der Schutz der körperlichen Unversehrtheit in

Zeiten der Pandemie lässt wohl die Beschränkung der Lehre auf eine solche im virtuellen Raum sowohl als erforderlich, als auch als verhältnismäßig erscheinen, da es sich tatsächlich nur um eine Beschränkung in der Ausführung der Lehre, nicht aber in ihren Inhalten handelt.

Doch es gibt Studieninhalte, die nicht durch Fernlehre abgedeckt werden können, wie etwa Praktika in technischen Studienrichtungen. Hier ist der Staat bzw. sind die Bildungseinrichtungen gefordert, durch entsprechende Regelungen wie Ermöglichung von Lehrveranstaltungen in Ferienzeiten diese in Präsenz anzubieten, wenn die Infektionslage dies gestattet.

Das Recht auf körperliche Unversehrtheit beschränkt das Recht auf Bildung und auf Lehre. Ob diese Beschränkungen verhältnismäßig sind oder ob es gelindere Mittel gäbe, ist anhand der vorhandenen gesundheitsrelevanten Daten abzuwägen. Bei einem Rückgang der aktuell belegten Intensivbetten durch Covid-19 Patient*innen ist jedenfalls auch die Form der Lehre und des Unterrichts zu überdenken und die Präsenzlehre zu verstärken. Ob die Beschränkung des Unterrichts in den Schulen im harten Lockdown verhältnismäßig war, beschäftigt jedenfalls bereits den Verfassungsgerichtshof.

Dr. ⁱⁿKarin Stöger lehrt im Bereich Politische Bildung am Institut Berufspädagogik der PH OÖ.



Es hat Zoom gemacht.

Wie virtuelle Lehre lebendig wird

■ Iris Zepezauer gibt (Rhetorik-)Tipps für mehr Aufmerksamkeit in Online-Vorlesungen und virtuellen Meetings.



Foto: privat

Obwohl es die Möglichkeit seit vielen Jahren gibt, wurden Online-Formate für Vorlesungen, Konferenzen und Besprechungen praktisch ignoriert. Wer nicht gerade ein Fernstudium absolvierte, hatte Präsenzzeiten vor Ort einzuhalten – Alternativen meist ausgeschlossen. Unternehmen schickten ihr Personal für einstündige Meetings um die halbe Welt, ganz nach dem Motto: CO2-Bilanz? Halb so schlimm. Hauptsache, unsere Mitarbeiter*innen sind immer schön busy. Diese Einstellung hat sich mit der Pandemie rasant geändert. Plötzlich waren die Flughäfen verlassene Geisterstädte, Meetingräume und Hörsäle blieben leer.

Auf die Plätze, nicht fertig, los!

Dabei gab es in den vergangenen Jahren einen starken Trend in Organisationen: Agilität war in aller Munde, sozusagen als Weiterentwicklung der Flexibilität. Lehrpersonal, Management und Mitarbeiter*innen sollten fähig sein, voraussehend und initiativ nicht nur auf Veränderungen zu reagieren, sondern diese sogar proaktiv einzuleiten, falls erforderlich.

Dass diese Leitsätze oftmals nur im Intranet und nicht in den Köpfen der Menschen existierten, zeigt sich im ersten Lockdown deutlich. Erstarrt und ratlos stand man vor einer riesigen Herausforderung: Wie gestalten wir unsere Kommunikation? Wie stimmen wir uns untereinander ab, wie mit unseren Bezugsgruppen, also Schüler*in-

nen, Studierenden, Kund*innen? Keine Frage: Alles muss virtuell werden.

Der erste Versuch war, Meetings, Vorlesungen und Unterricht 1:1 auf Videoformat umzustellen. Als eines der schnellsten Unternehmen stand Zoom bereit und konnte seine Marktanteile enorm steigern. Microsoft Teams zog als weiterer Gladiator in die Arena und stellte offensiv seine Leistungen mit dem Aspekt höherer Sicherheit in den Vordergrund. Doch unabhängig, welche Plattform genutzt wird: Wer glaubt, in virtuellen Meetings bleibe alles wie gehabt, hat sich getäuscht. Im virtuellen Rahmen gelten eigene Verhaltensregeln, um Menschen wirklich zu erreichen und Aufmerksamkeit zu erzielen. Einige Tipps, wie das gelingt.

Gute Vorbereitung ist die halbe Miete

Wer ein virtuelles Meeting leitet, muss von Beginn an klare Regeln festlegen. Schreiben Sie bereits in die Einladung, was vorzubereiten ist, wie die Agenda aussieht und – im Falle von Konferenzen – wie lang die Redeanteile der Teilnehmenden sind. So bringen Sie im zeitlichen Rahmen auch wirklich alle Redner*innen unter. Legen Sie ein Ziel fest, damit die Teilnehmenden einen klaren Fokus haben: Was werde ich nach dieser Einheit oder nach diesem Meeting erreicht haben? Es steigert bereits im Vorfeld die Motivation, wenn wir wissen, für welches Ergebnis wir unsere wertvolle Zeit investieren.

Ihre Umgebung zählt

In jedem virtuellen Zusammentreffen geben wir ein Stück unserer Persönlichkeit preis. In der Rhetorik Objektsprache genannt, verraten wir unserem Publikum viel: Wie sieht unsere Arbeitsumgebung aus, wie sind wir gekleidet? Was kann man im Hintergrund erkennen? Diese Details werden oft sträflich vernachlässigt, dabei ist das Auge unsere erste Anlaufstelle, wenn es darum geht, andere Menschen einzuschätzen. Entfernen Sie daher Wäscheständer, schmutziges Geschirr und tote Zimmerpflanzen. Auch überladene Bücherregale lenken das Publikum ab. Ein aufgeräumtes Büro vermittelt Ordnung und Kompetenz, frische Blumen zeigen Wertschätzung für Ihr Publikum – genauso wie Ihre

Kleidung und Ihr gepflegtes Aussehen. Achten Sie unbedingt darauf, dass Ihre Lichtquelle von vorne kommt – Sie wirken sympathischer und frischer.

Am besten eignet sich Tageslicht. Alternativ können Sie auch eine Ringleuchte (nicht geeignet für Brillenträger*innen) oder eine Studiolampe nutzen. Bringen Sie Ihre Kamera auf Augenhöhe, sonst blicken Sie auf Ihr Publikum herab – das ist einer der häufigsten Fehler bei Videoübertragungen. Sehen Sie, auch wenn es schwerfällt, immer wieder direkt in die Linse. So stellen Sie Blickkontakt her. Übrigens: Eine helle Mimik und ein Lächeln übertragen sich unmittelbar auf die Stimmung Ihres Publikums.

Der Einstieg macht den Unterschied

Sie haben es bestimmt schon einmal gehört: Die ersten Sekunden sind relevant. Menschen haben eine sehr kurze Aufmerksamkeitsspanne. Auch wenn Online-Settings dazu verleiten, sich auf Unterlagen und Präsentationen zu verlassen – verbringen Sie den Beginn immer persönlich, sprechen Sie die Teilnehmenden direkt an, blenden Sie noch keine Folien ein. Ein spannender, unerwarteter Einstieg in die Präsentation sorgt für Aufmerksamkeit und macht neugierig auf das, was kommt.

Wechseln Sie in der Vorbereitung die Perspektive, fragen Sie sich aus Sicht Ihres Publikums, Ihrer Schüler*innen und Studierenden: Was bringt es mir? Es ist eine Entscheidung, die zu Beginn beim Publikum fällt: Ist der Inhalt relevant und lohnt es sich, aufmerksam zu sein? Blenden Sie zwischendurch die Präsentation immer wieder aus, so dass Sie als Vortragende*r groß im Bild sind. Wir wollen Menschen sehen und spüren, nicht nur leblose Folien.

Stellen Sie Fragen, laden Sie Ihre Teilnehmenden ein, im Chat zu interagieren. Im Online-Bereich ist es meist sinnvoller, weniger Inhalte zu bringen und stattdessen zum Selbststudium aufzufordern. Überlegen Sie sich im Vorfeld, welche Aspekte wirklich relevant sind und untermalen Sie diese mit praktischen Beispielen und Geschichten. Am Ende der Präsentation und bevor die Liveschaltung beendet wird, sollte Ihr Publikum wissen, was zu tun

ist. Beenden Sie Ihren Vortrag mit einer konkreten Aufgabe oder einem klaren Appell.

Achten Sie auf Tempo, Artikulation und Stimme

Gerade in virtuellen Settings, in denen der persönliche Kontakt fehlt, ist es wichtig, auf eine klare Aussprache und volle Stimme zu achten. Hilfreich ist dabei eine aufrechte Sitzposition und beide Füße fest auf dem Boden zu platzieren (Fußsohlen haben vollen Bodenkontakt) oder – sofern möglich – im Stehen zu präsentieren. Darüber hinaus ist es die Bringschuld der Präsentierenden dafür zu sorgen, dass alle Gesprächsteilnehmer*innen Sie gut verstehen und störende Hintergrund- und Umgebungsgeräusche vermieden werden. Investieren Sie in ein gutes Mikrofon, es lohnt sich. Gerade bei Vorlesungen ist die Gefahr groß, dass Vortragende zu schnell sprechen und zu wenig Pausen setzen.

Nehmen Sie Ihr Tempo bewusst zurück, machen Sie ruhig Denkpausen, bevor Sie zu einem neuen Abschnitt oder Gedanken wechseln. Ihr Publikum wird Ihnen dankbar sein. Auch, wenn wir Menschen soziale Wesen sind und Präsenzveranstaltungen brauchen, um uns auszutauschen und ganz wahrzunehmen: Lernen Sie, die virtuelle Art des Präsentierens zu lieben und probieren Sie immer wieder Neues aus – denn ein Trend zeichnet sich klar ab: Virtuelle Settings sind nicht gekommen, um so schnell wieder zu gehen.

Mag.^a Iris Zepezauer, MIB ist Executive Coach, Autorin, Dozentin und Unternehmensberaterin:
www.sekundeeins.at

Literatur

Buchtipps: Iris Zepezauer
- Contra! Angriffe erkennen.
Treffend kontern. Wirksam durchsetzen.

1. Auflage BusinessVillage 2021
ca. 224 Seiten

Krise als Katalysator

Wirkungen und Nebenwirkungen von Digitaler Lehre

■ Verstärken Digitalisierung und Distanzlehre die individualisierenden, instrumentalisierenden und infantilisierenden Tendenzen im Bildungsbetrieb?



Foto: J. Philipp

Wenn im schulischen oder im hochschulischen Alltag von Schule bzw. von Hochschule die Rede ist, so kommen dabei zuallererst jene Erfahrungen und Erlebnisse in den Blick, die auf der Ebene alltäglicher Interaktionen angesiedelt sind – wobei noch dazu solche dominieren, die sich auf Situationen des Unterrichtens bzw. des Lehrens im weiteren Sinne beziehen. Sozialwissenschaftliche Perspektiven betrachten Schule und Hochschule darüber hinaus jedoch auch als Institutionen, mithin als unverzichtbare Einrichtungen zur Lösung universeller gesellschaftlicher Bestandsprobleme, die unter spezifischen historischen, geographischen, sozialen und kulturellen Bedingungen jeweils unterschiedliche Gestalt annehmen.

Mit ihrem Doppelcharakter sind Schule und Hochschule demnach sowohl auf der institutionellen Makroebene als auch auf der interaktionellen Mikroebene in gesellschaftliche Entwicklungen eingebettet. Hierzu zählt beispielsweise jener Wertewandel in modernen, westlichen Gesellschaften, den der amerikanische Soziologe Talcott Parsons am doppelten Wertemuster aus „institutionalized individualism“ und „instrumental activism“ festgemacht hat: Zunehmend werden soziale Zusammenhänge als instrumentelle Mittel zum Zweck individueller Nutzenmaximierung verstanden, womit der Sachverhalt, dass soziale Beziehungen auch um ihrer selbst willen (als Selbstzweck) gepflegt werden wollen, ins Hintertreffen gerät. Diese Dominanz einer instrumentellen und individuellen Rationalität, die

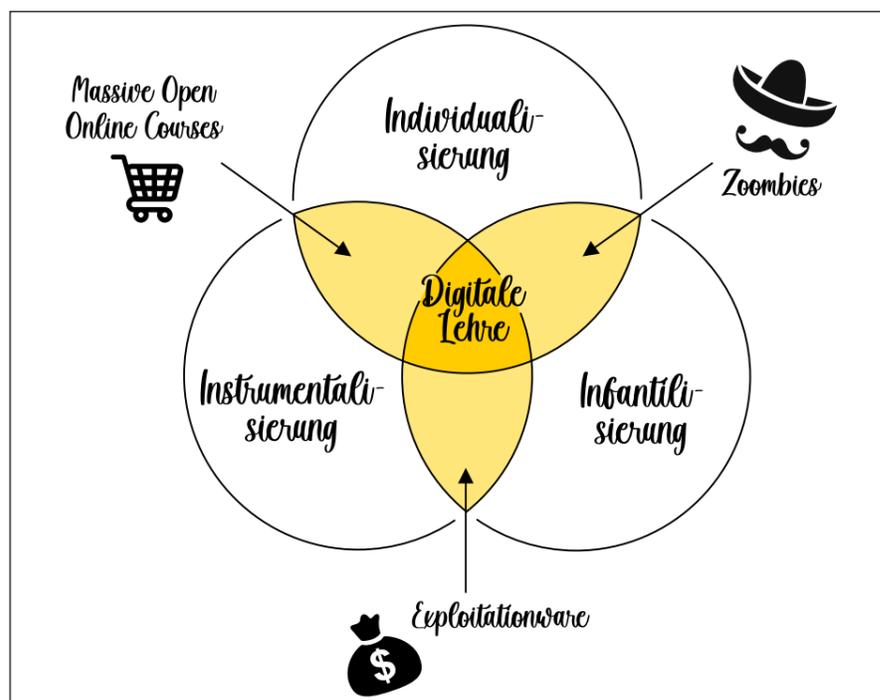
sich im Bildungsbetrieb seit geraumer Zeit an der Rede von Kompetenzen, Employability etc. ablesen lässt, wird mittlerweile durch die Digitalisierung als „Muster“ (© Armin Nassehi) gesellschaftlicher Entwicklung verstärkt. Wenn heute eine Befriedigung der (Bildungs-)Bedürfnisse „auf Knopfdruck“ und „in Echtzeit“ erwartet wird, so entspricht dies jenem Zeitgeist, der sich in der Rolle des Kunden oder gar des Konsumenten gut gefällt, und der sich in diesem kindlichen (bzw. besser: kindischen) Rollenverständnis eines passiven, trotzigem WILLHABEN gemütlich eingerichtet hat – den gelangweilten Blick auf der Suche nach Unterhaltung oder zumindest Zerstreuung auf den Bildschirm gerichtet.

Abwesenheit – gefordert worden war. So lässt sich vermuten, dass erstens an der „Distanzlehre“ als relativ neuem Interaktionsformat tiefgreifende Transformationsprozesse, die im Institutionengefüge von Schulen und Hochschulen seit einiger Zeit stattfinden, „en miniature“ zu beobachten sind, dass zweitens die Pandemie zwar auf der Mikroebene als Problem der physischen Präsenz aufgefasst werden kann, jedoch die mit Vehemenz vorangetriebene Virtualisierung von Unterricht und Lehre zusätzlich als Katalysator für Veränderungen der „longue durée“, denen Schulen und Hochschulen auf der Makroebene ausgesetzt sind, wirkt sowie, dass drittens die damit einhergehenden Wirkungen

genen Jahrzehnte zusätzlich in einem komplexen Wechselwirkungszusammenhang katalysatorisch befeuern.

So droht in der Sozialdimension voranschreitende Individualisierung durch Vereinsamung vor dem Bildschirm und Verlust von Gelegenheiten der Vergemeinschaftung („Zoombies“!). Es droht in der Sachdimension vermehrte Instrumentalisierung durch vorrangige Ausrichtung an der Aneignung formaler Kompetenzen bei gleichzeitigem Ausblenden informeller Sozialisation („Massive Open Online Courses“!). Und es droht in der Zeitdimension verstärkte Infantilisierung durch „Edutainment“ als Echtzeit-Ersatz für Emanzipation gegenüber extrinsischen Motivatoren im Zuge der emotionalen Entwicklung („Exploitationware“!). Da sind Features wie die virtuellen Hintergründe oder das Daumen-hoch-Symbol in Videokonferenz-Tools nur ein schwacher Trost.

Sicher gibt es Effizienz- und Effektivitätssteigerungen, die sich mit Talcott Parsons als „adaptive upgrading“ bezeichnen lassen. Sie resultieren aus einer Filterung der Selbstdarstellung durch reduzierte Wahrnehmungsmöglichkeiten in Videokonferenzen (Sozialdimension), damit einhergehend aus einer Fokussierung auf Inhalte durch verengte Kommunikationskanäle (Sachdimension) oder aus einer Flexibilisierung der Abhaltungsformate (Zeitdimension). Erkauft wird dies jedoch mit systemischen Spannungen („integrative strains“), beispielsweise durch eine Vernachlässigung des akademischen Ethos (Sozialdimension), einen Verzicht auf kreative Exkurse (Sachdimension) oder eine Verkürzung der Aufmerksamkeitsspannen (Zeitdimension).



Traditionell sind Schule bzw. Hochschule (insbesondere in ihren Erscheinungsformen „Unterricht“ und „Lehre“) ja als Aktivitäten auf Basis einer „Kommunikation unter Anwesenden“ verstanden worden. Erst mit der digitalen Distanzlehre (und verstärkt durch das Krisenmanagement im Angesicht einer Pandemie) rückt nun die daran anschließende Unterscheidung zwischen der Kommunikation unter physisch Anwesenden einerseits und der Kommunikation unter virtuell Anwesenden (aber physisch Abwesenden) andererseits in den Fokus jener Aufmerksamkeit, die von Apologetinnen und Apologeten des E-Learning schon länger – und oft genug mit deutlich erkennbarer Präferenz für virtuelle An- und physische

und Nebenwirkungen einen herausfordernden Balanceakt für Betroffene und Beteiligte darstellen. Zusammengefasst führt dies auf die systemtheoretisch informierte These, dass sich in der sozialen, in der sachlichen und in der zeitlichen Dimension der Distanzlehre an Schulen und Hochschulen nicht erst seit der (wenngleich verstärkt durch die) Digitalisierung zunehmend individualisierende, instrumentalisierende und darüber hinaus infantilisierende Tendenzen feststellen lassen, die insgesamt sowohl (kurzfristige) Effizienz- und Effektivitätssteigerungen als auch (langfristige) Spannungen für das gesamte Schul- bzw. Hochschulsystem erwarten lassen – zumal sie die gesamtgesellschaftlichen Transformationsprozesse der vergan-

Dr. Paul Reinbacher, ist Hochschulprofessor im Fachbereich Bildungswissenschaften an der Pädagogische Hochschule Oberösterreich,



Illustration: J.OJO

Impressum - das Magazin der pädagogischen Hochschule OÖ

Eigentümer, Herausgeber und Verleger
© Pädagogische Hochschule Oberösterreich
Kaplanhofstraße 40, 4020 Linz
www.diePaedagogische.at

Druck
Kontext Druck

Für den Inhalt verantwortlich
Josef Oberneder, MAS MBA MSc

Redaktion

HS-Prof.Dr.ⁱⁿ habil. Christine Kanz
HS-Prof.Dr. Stephan Hametner
HS-Prof.Dr.ⁱⁿ habil. Katharina Hirschenhauser

Lektorat
HS-Prof.BEd MA Christa Hagler
Gestaltung, Satz, Illustrationen
Mag.art. Jelena Ojo

Alle Kinderzeichnungen zum Thema
„So stelle ich mir das Coronavirus vor“